



Ansicht von Silo.

Johannes Lemmerz.

Ein südafrikanisches Missionsbild aus der Brüdergemeine.

Für Alt und Jung.

Von

Karl Friedrich Ledderhose,
evangelischer Dekan in Neckarau bei Mannheim

Mit Holzschnitten.

Zum Besten der Pilgermissionsanstalt St. Chrischona bei Basel.

Basel.
Verlag von C. F. Spittler.
1862.

Druck der Pilgermissionsanstalt St. Chrischona

Vorwort.

Unter der Fluth von Schriften, welche auf den Markt dieser Welt geschwemmt werden, um bald wieder zu verschwinden, dürfen wir doch den Schriften eine längere Dauer voraussagen, die den Zweck haben, das Reich Gottes zu fördern. „Keine Ausschmückung und keine Erdichtung!“ hat Jemand einmal gesagt. Nun ich habe mich in meinen bisherigen Schriften bestrebt, das festzuhalten. Ich weiß recht gut, daß die Romane, ich meine auch die christlichen, mehr Anklang finden, doch hat sich der HErr zu den Schriften bekannt, die den Stempel der Wahrheit an sich tragen. Und ich denke, daß die Ewigkeit noch mehr davon enthüllen wird. Meine früheren Missionsschriften, das Hottentottenbüchlein, die Buschneger und die Arawakken haben aus der reichgesegneten Missionsgeschichte der Brüdergemeine Bilder geliefert. Auch dieses südafrikanische Missionsbild, das ich hier den lieben Lesern darbiete, führt uns in die gleiche Mission. Man hätte leicht bekanntere und berühmtere Namen in den Vordergrund des Gemäldes stellen können. Mir war es aber gerade darum zu thun, an dem Leben eines unstudierten, ganz einfachen und im ächten Sinne einfältigen Mannes zu zeigen, was die Gnade Gottes Alles aus einem Menschen machen kann. Sollte das einem Leser zu Herzen gehen, so bin ich reichlich belohnt, und würde mich doppelt freuen, wenn das Büchlein der Pilgermissions-Anstalt St. Chrischona, zu deren Besten es gedruckt worden ist, eine reiche Gabe abwerfen würde.

Ledderhose.

Inhaltsverzeichniß.

1. Die Welt liegt im Argen.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in dieses herein lebte in dem Städtlein Alzei in der schönen freundlichen Rheinpfalz eine ehrliche Strumpfwirker-Familie, Es waren Pfälzer guter, alter Art. Freilich das Leben, das aus Gott stammt, war ihnen unbekannt. Doch in ihrer Art und nach dem Stande ihrer Erkenntniß war die Familie Lemmerz eine christliche. Das bewies die Erziehung ihrer Kinder. Diese mußten fleißig zur Schule gehen, und kamen sie nach Hause, so war Arbeit ihr Loos. Auch das erste Kind Johannes, das ihnen am 6. August 1784 geboren wurde, mußte in die guten Schranken der häuslichen Zucht, der Arbeit und der Schule, sobald es nur dazu fähig war. Der Johannes war eine ächte Pfälzernatur, heiter bis zum Leichtsinn, gesprächig bis zum Vorlauten und gerne neckte er die Geschwister und was ihm sonst in den Weg kam. Aber der Vater muß die Gefahren solchen Sinnes und Thuns eingesehen haben, denn er machte nicht viel Federlesens mit dem lustigen Buben. Wie manchmal fiel die schwere Hand des Strumpfwirkers auf ihn! Und wahrlich nicht ohne Erfolg; es that immer wieder eine Zeitlang gut. Das kam daher, weil der Knabe den Hebel spürte, der die züchtigende Hand des Vaters lenkte, und das war die Liebe.

In das sonst ruhig verlaufende Stillleben der Familie Lemmerz kam aber nur zu bald eine stürmische Bewegung, die sie bis auf den tiefsten Grund erschütterte. Die französische Revolution, welche im Jahr 1789 ihren unseligen Anfang nahm, wälzte ihre Wogen überall hin. Besonders mußten die anstoßenden Länder den zerstörenden Anprall erfahren. Auch Alzei sah die Ohnehosen, wie sich die Soldaten der Republik gerne nannten, und sie hatten auch wirklich im Anfang kein ganzes ordentliches Stück Kleid am Leib, wie uns noch die Alten erzählen, welche die ersten Revolutionsheere gesehen haben. Unter dem mancherlei Jammer, welchen diese gräulichen Leute brachten, war auch eine bösartige hitzige Krankheit. Viele Leute wurden in Alzei davon ergriffen und starben hin. Was aber die Mutter Lemmerz und ihre Kinder am schmerzlichsten berührte, war der Tod des Hausvaters, auch die alten Großeltern wurden von der Seuche weggerafft. Den kleinen Johannes packte sie ebenfalls und stellte ihn vor das Grab, aber doch nicht weiter, denn der HErr brauchte ihn ja in Südafrika. Kaum hatte er sich etwas erholt, so lag die Mutter mit den andern Kindern auf dem ernsten Lager. Da waren denn keine Hände, die Etwas verdienten, und die französischen Heuschrecken, ich meine die Fresser von der Seine, fraßen noch hinweg, wenn Etwas vorhanden war. So mußte Johannes bald auf den Strumpfwirkerstuhl sitzen; er war so zu sagen, noch ein zarter Knabe. Das war ein schweres, hartes Joch der Jugend, aber das Schwerste war doch der Strudel der Gottlosigkeit, in welchen Jung und Alt durch die Jakobinermütze hineingezogen wurde. Sie kamen in Paris so weit, daß sie den HErrn der Herrlichkeit entthronten, dem König Ludwig XVI, diesem gutmüthigen und in seiner Art frommen Manne, hatten sie schon vorher nicht blos seine Krone, sondern auch seinen Kopf heruntergerissen. Ihre den Altar und den Thron umstürzende Tollheit brachten sie überall mit sich, diese Missionare Satans, und wahrlich

die trieben gründlich Mission. Johannes Lemmerz hat aus jener Zeit solche Eindrücke empfangen, daß er noch in seinem Alter viele Einzelheiten erzählen konnte. Wir müssen ihn doch einen Zug aus diesem dunklen Bilde selber erzählen lassen: „Da unser Land der französischen Republik einverleibt wurde, in welcher die Göttin Vernunft auf den Thron war erhoben worden, so ward in meiner Vaterstadt ein wahres Heidenthum vorherrschend. Ueber Religion und Christenthum wurde nur gespottet, und Freiheit und Gleichheit war an der Tagesordnung. Freiheitsbäume wurden unter pomphaftem Gepränge allenthalben errichtet, unter dem Donner der Kanonen und Glockengeläute wurde durch die ganze Stadt der Freiheitsbaum gefahren. Die Schuljugend mußte festlich gekleidet mit Musikbegleitung den feierlichen Zug eröffnen und nach Aufrichtung des Baumes um denselben einen Tanz aufführen. Bei der Feier des Erndtefestes im Oktober fand abermals ein ähnlicher Aufzug statt, wobei auch ich einen Dreschflegel zu tragen hatte. Vor der Stadt war ein Altar errichtet, auf welchem das Bild der Göttin Vernunft stand, und vor demselben wurde nun das Fest aufs glänzendste gefeiert."

So sah es damals aus. Schule und Kirche lagen darnieder. Was für eine Jugend wuchs da auf! Das Traurigste aber war, daß die Franzosen überall eine Partei vorfanden, die sich aufs leidenschaftlichste mit ihnen verbrüderte. Diese französische Partei wollte nichts von Gott und göttlichen Dingen wissen, mit der Kirche hatten sie schon lange gebrochen. Die Gotteshäuser standen fast ganz leer. Die Leute fanden aber auch darin nichts, als die Hobelspähne einer abgeschwächten Sittenlehre. Und Hobelspähne kann man doch nicht essen. Trotzdem ließ sich der Geist Gottes an dem Herzen unsers Johannes nicht unbezeugt, der Knabe fühlte manchmal eine innerliche Unruhe und wußte doch nicht, was das bedeuten sollte. Kam er zur Mutter und klagte ihr seine Noth, so konnte sie ihm keine Auskunft geben. Hätte er auch den

Muth gehabt, zu einem der Alzeier Pfarrer zu gehen, und ihm sein Elend zu klagen, so hätte er gewiß ein leeres Grab gefunden, und hätte ein Engel gesprochen, so wäre die Antwort gewesen: „Was suchest du den Lebendigen bei den Todten?" Was mag das für ein Konfirmandenunterricht gewesen sein, den er im Jahr 1798 in Alzei empfieng! Als das Pfingstfest erschienen war, ging Johannes mit „Furcht und Zittern" zum Altare, um das heilige Abendmahl zu genießen, wie er uns selbst berichtet. Er trat dann in die Lehre zu einem Strumpfwirker. Drei Jahre währte seine Lehrzeit. Wie es in seinem Innern damals aussah, das soll er uns selbst sagen: „Während meiner drei Lehrjahre arbeitete der heilige Geist zu Zeiten nachdrücklich an meinem Herzen, und machte mich um meine Seligkeit ernstlich bekümmert. Ich betete oft zu Gott und suchte Trost in Büchern. „Das war ja ein hübscher Anfang zu etwas Besserem. Und warum ging er dann nicht weiter? Das kam von der Sünde her, die Lüste der Jugend regten sich gewaltig in Johannes, lauter Weltmenschen, von denen er kein christliches Wort hörte, umgaben ihn. Der faule Trost der Kinder dieser Welt: „Es geht mir eben nicht anders, als den meisten," beruhigte ihn. An Stoff und Gelegenheit zum Leichtsinn fehlte es damals nicht In ihrem Wahnsinn — anders kann ich es nicht nennen — hatten sie in Paris beschlossen, überhaupt die christliche Zeitrechnung, darunter auch die heilige Siebenzahl abzuschaffen. Statt dessen sollte der zehnte Tag — was sie Decade nannten — gefeiert werden. Da ging es dann Vielen wie den Juden, den Sonntag müssen sie halten, und ihren Sabbath feiern sie gerne. So kamen nun in jener unglückseligen Zeit alle zehn Tage zwei Festtage, die Decade und der gebräuchliche Sonntag. Wer die Decade nicht hielt, der mußte ins Gefängniß wandern, denn der republikanische Stecken war von Eisen. Aus diesen Tagen wurden Tage der Lust, die Blauen der liederlichen Handwerksbursche. Johannes Lehrmeister

war ein Kind seiner Zeit. Weil der junge Strumpfwirker geschickte Hände hatte, so stand er in der Gunst seines Meisters, und die äußerte sich darin, daß er ihm Geld reichte und nicht vergaß zu sagen: „Johann, mach dir heute einen lustigen Tag!" So Etwas braucht man jungen Leuten noch zu sagen. Sie thun es schon ohne Geheiß. Kaum war im Jahr 1802 seine Lehrzeit vorbei, so wollte er auch schon den Bündel schnüren und in die weite, weite Welt. Ich weiß nicht, ob er seit dem erstmaligen Genusse des heiligen Abendmahls bei seiner Konfirmation dasselbe noch einmal empfangen hat, jetzt wenigstens regte sich in ihm wieder ein Verlangen, den Gang zum Altare zu machen. Es war aber ein zitterhafter Gang, und als er den Leib und das Blut seines Heilandes genossen hatte, wurde es ihm noch schwerer und banger zu Muthe, denn der Gedanke ging mit ihm viel herum: „Ach, du hast dies hohe Gut unwürdig genossen!" Hätte der arme Johannes damals einen Wegweiser gehabt, so wäre er gewiß ein Freund und Jünger dessen geworden, der von sich sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch Mich." Weil dies aber nicht der Fall war, so suchte er seine Unruhe auf andere Weise zu beschwichtigen. Er warf sich in den vollen Strom dieser Welt hinein. Auf den Tanzplätzen sah man den Strumpfwirker Lemmerz als einen der ersten und leidenschaftlichsten Tänzer sich herumtummeln. An den Tischen, wo Würfel und Karten die Hauptrolle spielten, saß er. Es war ein Elend, wenn der junge Mensch sein Maul aufthat, so ging gewöhnlich ein Fluch heraus. „So hatte ich mich," erzählt er, „immer mehr in das sündliche Leben hineingestürzt, und verließ jetzt im Februar (1802) mit unruhigem Herzen und bösem Gewissen meine Vaterstadt."

Das war der Alzeier Lebenslauf unsers Johannes Lemmerz, ein dunkles Räthsel, aber die Strahlen aus der Ewigkeit fielen schon darauf, und sie werden es gewiß helle lösen.

2. Folge mir nach!

Das Wort des Freundes unserer Seelen „folge mir nach!“ ergeht von Zeit zu Zeit an jedes Menschenherz. O wohl dem, welcher sagen kann: „Ja, ich will mit dir ziehen!“ Solche frohe, selige Antwort konnte der junge Handwerksbursche von Alzei noch nicht geben, es lagen noch zu viele „Nein“ in seinem Herzen. Er hatte kaum seine Wanderschaft angetreten, so saß er schon auf seinem Arbeitsstuhle, und wenn er vom Stuhle weg war, so schwamm er recht gründlich in dem gottlosen Wesen der Welt. Er hatte aber keine Ruhe beim Sündigen. Immer wieder drang sich das Gefühl in ihn hinein: „Du bist ein verlorner und verdammter Mensch!“ Obwohl er es bei seinem Meister dem Aeußern nach recht gut hatte, so trieb ihn die innere Unruhe doch fort. Er meinte, wenn er in eine andere Stadt gehe, so werde es vielleicht besser mit ihm werden. Mit solchen vergeblichen Gedanken machte er sich denn auf den Weg. Die Empfehlungsbriefe seines Meisters verhalfen ihm in Neustadt an der Haardt zu einem Meister, welcher ihn wie ein Kind vom Hause behandelte. Dies und der gute Lohn, welchen er hier erhielt, riß ihn immer tiefer in die Luft hinein. Aber der heilige Geist, welcher den Jüngling schon in Alzei und auf der ersten Station seiner Wanderschaft mit heilsamer Unruhe heimgesucht hatte, that es auch in Neustadt, öfters auf eine erschütternde Weise. Kam er Abends nach einem sündlich zugebrachten Tage nach Hause, so trieb ihn die Angst in seine Kammer, um sein Herz vor Gott auszuschütten, aber er konnte vor Angst nicht recht beten, es war ihm manchmal, als wolle ihn der Teufel ergreifen und in die Hölle werfen. In solchen Stunden der Noth dachte er: „Ach es giebt doch keinen unglücklicheren Menschen in der Welt, als du bist!“ Er betete zwar jetzt mehr als früher, aber das Sündethun

wollte er auch nicht lassen. Und das geht doch durchaus nicht zusammen.

Lemmerz schlug nun einen andern Weg ein, ich meine nicht aus Neustadt hinaus. Er fing an sich selbst zu bessern, versprach dem lieben Gott besonders das Tanzen, Kartenspielen und Fluchen zu meiden. Jetzt ging er auch fleißig zur Kirche, hörte aber leider nichts vom Sünderheilande, sondern trockene Moral. Auch entschloß er sich, wieder einmal zu Gottes Tisch zu gehen. Bei seiner Vorbereitung dazu wurde er so unruhig, daß er beinahe in Verzweiflung gerathen wäre. Jenes letzte Abendmahl, das ihm soviel Elend verursacht hatte, wird ihm eingefallen sein. Er geht also in die Kirche, hört die Predigt, und als er nun zum Altare treten will, überfällt ihn eine namenlose Angst, so daß er, statt zum Altare zu gehen, zur Kirche hinauseilt. Sein Zustand war völlig trostlos. Man sollte nun denken, der junge Mensch hätte sich an diesem Tage ganz in die Einsamkeit, in das stille Kämmerlein zurückgezogen und dort sich mit seinem Gott beschäftigt. Nein, das that er nicht. Am Nachmittage kamen nemlich seine Sündenkameraden und luden ihn ein, mit ihnen zur Lustbarkeit zu gehen. O hätte er nur an das Sprüchlein gedacht: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!" so wäre er wohl in der Einsamkeit geblieben. Aber die Lockung kam ihm gerade erwünscht. Obwohl er es schon oft erfahren hatte, daß die Unruhe seines Herzens durch die Sünde nicht zum Schweigen gebracht wird, so meinte er doch wieder durch Tanzen seine Angst zu vertreiben. Das war seine Selbstbesserung. Statt sich zu bessern fiel er immer tiefer in Sünden und Laster. Aber selbst auf dem Tanzplatze war es ihm manchmal, als rufe ihm eine Stimme die ernste Frage zu: „Wo würde deine Seele hingehen, wenn du jetzt sterben solltest?" Und doch hörte er nicht darauf, so sehr ihn diese Frage zur Antwort drängte. Die richtige Antwort konnte er sich schon damals geben. Hören

wir das erschütternde Zeugniß, welches er über den Lemmerz in Neustadt auf dem Tanzboden ausstellt: Ich war eben ein Sklave der Sünde und des Satans, und ein Sklave muß thun, was sein Herr will. Ach, und ich war einer der ersten Diener des Satans, und das nannte ich lustig leben!“

Es war ihm in Neustadt nicht mehr geheuer. Darum wechselte er seinen Platz, und auch diesen und noch manchen andern Ort verließ er um Ruhe zu finden, die er doch eigentlich mit Füßen trat. Er kam endlich nach Heidelberg, der schönen Stadt am Nekar, wo ein Mensch der Lust soviel Nahrung für das verderbte Fleisch findet. Es war, wie wenn sein Aufenthalt im fremden Lande dem Faß vollends den Boden hinausgestoßen hätte. Er ließ der Lust den vollen Zügel schießen. Durch sein sündliches Leben und namentlich durch seine Tanzlust zog er sich eine schwere Krankheit zu. Er lag hoffnungslos darnieder, aber der barmherzige Gott, welcher nicht den Tod des Sünders will, ließ in seiner Geduld und Langmuth den Strumpfwirker wieder aufkommen. Da drohte ihm ein anderer schwerer Schlag. Der große Eroberer Napoleon brauchte Soldaten. Auch Lemmerz sollte in dessen Heer treten. Wäre er nicht nach Hause gegangen, so hätte das seiner Mutter und seinen Geschwistern Unannehmlichkeiten bereiten können. So machte er sich denn auf, um in Alzei sein Loos zu erwarten. Weil er aber eine wahre Abneigung gegen den Soldatenstand in sich spürte, und doch auf keine Art ein Loskommen sah, so verlegte er sich auf das Gebet. Wie dringend betete er, Gott wolle ihn doch nicht Soldat werden lassen! Und dieses ernstliche Gebet ließ sich der HErr zu Herzen gehen, Johannes wurde wirklich nicht ausgehoben. Doch durfte er nicht außer Landes gehen. Dies Verbot befolgte er jedoch nicht. Zu Hause war es ihm, wie einem Vogel in dem Käfig. Sobald das Thürlein aufgeht, fliegt der Vogel hinaus. Und der Handwerksbursche Lemmerz stahl sich heimlich über den Rhein. Da war er denn wieder

auf deutschem Boden, und saß wieder in seinem lustigen Heidelberg. Doch nicht allzu lange. Wir wissen ja schon, wie der Mensch eigentlich keine Ruhe hatte, auch keine Ortsruhe. Es that sich ihm nemlich eine Thüre im Norden auf. In Altona bei Hamburg lebte damals ein christlicher Mann, Van der Smissen. Dieser hatte einen Schwiegersohn Manhardt, welcher auf seinem Gute Hanerau in Holstein eine Strumpfwirkfabrik besaß. Wie unser junger Strumpfwirkergeselle das erfahren hat, kann ich nicht sagen. Es thut auch nichts zur Sache. Kurzum er macht sich auf den Weg, — eine Empfehlung an den Herrn Van der Smissen hat er in der Tasche — und im Oktober 1805 ist er schon in Hanerau. Jetzt war er auf einmal in einer ganz andern Luft, nicht die norddeutsche meine ich, sondern es wehte hier eine andere geistliche Luft. Johannes kam in die Stille, von Geräusch der Welt war in Hanerau wenig zu spüren. Sein Herr war ein frommer, gläubiger Mann und hatte tiefe Erkenntniß, wie sie etwa ein rechter Theolog haben soll. Wenn der Sonntag kam, hatten die Hanerauer eine halbe Stunde zu gehen, um in die Mutterkirche zu kommen. Es war aber auch wirklich der Mühe werth, nicht blos eine halbe Stunde, sondern mehrere Stunden zu gehen, um den dortigen Prediger zu hören. Zum ersten Male in seinem Leben hörte Lemmerz hier aus dem Munde eines wahren Dieners Gottes die Sünderliebe des Heilandes preisen. Wie that ihm der HErr das Herz auf, daß er darauf Acht hatte, was geredet ward. Aber auch in Hanerau selbst fand er, was seinem Herzen noth that. Er aß täglich in einer Familie, welche mit der Brüdergemeine in Verbindung stand. Wie ihre Sprache, so war auch ihr Wandel ächt christlich. Wenn dann über Tisch vom Heilande und seiner großen Liebe zu den Sündern geredet wurde, o wie horchte da Johannes auf! Solche Sprache hatte er noch nie vorher vernommen. Aber statt daß ihm solche Lebensworte getröstet und erhoben hätten, kam er sich

wie ein verscheuchtes Reh vor, das nicht weiß, wo aus und ein. Er hielt sich ja für einen Menschen, der ewig verloren sei. Einstmals unterhielten sich die lieben Leute wieder über christliche Dinge, da sagte die Hausmutter: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thun, die reißen es an sich." Dies Wort war wie ein Blitz, der herabfährt und zündet, aber nicht zum Verderben, sondern zum Heile dieses friedelosen Jünglings. Er konnte glauben, daß er das Himmelreich noch an sich reißen dürfe. Den ersten Eindruck von der Liebe des Heilandes fühlte er jenesmal, und sie gewährte ihm einen seligen reichen Trost. In Hanerau gab es aber auch noch andere erweckte Seelen. Diese gefielen ihm sehr, wegen ihres gesetzlichen, strengen Wandels. Darum besuchte er ihre Versammlungen. Aber es war ihm eigen zu Muthe, er fand hier nicht, was sein Herz eigentlich suchte, denn das Gesetz konnte sein gnadenhungriges Herz nicht stillen, im Gegentheil ging er jedes Mal muthlos aus ihrer Versammlung hinaus. Besuchte er aber die Versammlung der Herrnhuter, wie man die andern nannte, so fand er, daß auch sie sich, wie er, für arme Sünder hielten, und das diente ihm zur Aufmunterung.

3. Ja, ich will mit dir ziehen!

Das Herz des Jünglings war, wie wir sehen, noch zu keiner Festigkeit und Stetigkeit gekommen. Jetzt ging es sogar wieder bedeutend rückwärts mit ihm. Das kam davon her, daß er nicht genug über sich wachte. Die Pfälzer Lüste regten sich wieder, die Welt mit ihren Freuden wurde ihm lieb, und fing an, das gefährliche, verderbliche Theilungssystem zu spielen. Da will man nemlich zwischen Christus und Belial eine Gemeinschaft herstellen, eine platte Unmöglichkeit. Kniete er zum Gebete nieder, so war das häufig in jener Zeit der Grundgedanke davon, daß ihm der Heiland

doch erlauben wolle, mit einem Theile des Herzens die Welt und ihre Sache lieb zu haben. Ueber solchem Doppeldienste verlor er nach und nach alle Lust zum Gebete, und er verfiel wieder in seine uns schon bekannte alte Unruhe. Aber Einer lebt, der hat das Verheissungswort gesprochen: Niemand soll sie aus meiner Hand reißen. Dieser ließ auch seinen Johannes Lemmerz nicht mehr aus den Händen. Und er zeigte es dem Jüngling damit, daß er nach und nach wieder anfing, seine Kniee zu beugen und seine Hände zum Gebet zu falten. Je treuer er darin wurde, desto sündiger kam er sich vor. Wenn sich auch der schwarze Gedanke dazwischen hineinflocht: Du bist ein zu großer Sünder, als daß dir sie Gott vergeben kann, so war das ein Feuerpfeil aus der Hölle. Und an solchen Pfeilen fehlte es ihm nicht. Dazu kamen noch körperliche Leiden. Wer Augen für innere Erlebnisse hat, wird bemerken daß der HErr hier gründliche Arbeit thun wollte, sonst hätte Er den jungen Gesellen nicht in solchen Feuerofen hineingeworfen. Die Noth und der Jammer wurde stets größer. So lag er einst in einer Nacht vor dem Heilande, kein Schlaf kam in seine verweinten Augen, und aus seinem Herzen löste sich ein Seufzer um den andern los, nichts wollte er, als die Gnade, welche dem Schächer aus dem Munde des sterbenden Jesu wiederfahren ist. Es waren ernste Wehestunden, Geburtsstunden der Ewigkeit, die der mühselige und beladene Johannes erlebte. Da war's ihm auf einmal, als sähe er den mit Blut und Wunden bedeckten Heiland; es war ihm, als hörte er aus seinem Munde die unvergeßlichen Trostworte: „Siehe, dieses mein Leiden ist alles für dich geschehen, mein Blut habe Ich für dich vergossen, meine Wunden habe Ich Mir schlagen lassen, um dich zu heilen. Darum sollst du leben!" In sein unruhiges Herz kehrte Sabbath ein, und wenn auch seine Augen weinten, — und sie weinten recht sehr — so waren es jetzt Dank- und Liebesthränen. Als Lemmerz dieses Erlebniß aus dem Allerheiligsten seines Lebens niederschrieb, fügte er den

Gebetswunsch hinzu: „Ach daß der Eindruck davon mich begleitete, bis ich zu Ihm gehen darf, um Ihm den Dank für Alles, was er für mich gethan, zu seinen Füßen niederlegen zu können." Und jetzt, da er daheim ist, thut er das gewiß, das selige Geschäft des Dankens und Lobens.

Wir haben schon gehört, wie Lemmerz sich zur Brüdergemeine hingezogen fühlte. Damals lebte und wirkte in Altona ein Prediger derselben, Namens Anders. Dieser machte zuweilen bei den zerstreuten Brüdern in Holstein Besuche. Auch nach Hanerau kam er auf seinen Touren. Da ging Lemmerz mit einigen Brüdern zu Anders und theilte ihm geradezu mit, er habe ein Verlangen, in die Brüderkirche einzutreten. Anders freute sich zwar darüber, doch gab er ihm auch ernstlich zu bedenken, sich zu prüfen, ob er wirklich einen Beruf dazu habe. Verharre er bei seinem Entschlusse, so möge er wieder kommen. Lemmerz war seiner Sache ganz gewiß, und schon drei Monate vorher hatte er bereits seinem Fabrikherrn mitgetheilt, daß er ziehen wolle. Weil dieser ihn nicht gerne fortließ, so machte er allerlei Schwierigkeiten, und Lemmerz fühlte sich ihm um vieler Freundlichkeit und Wohlthaten willen, die er von ihm genossen hatte, so verpflichtet, daß er ihm nicht gerne wehe thun wollte. Aber er legte sich aufs Gebet, daß der HErr das Herz seines Meisters lenken wolle. Was geschah? Eines Tages ließ Herr Manhardt den Gesellen kommen, rechnete mit ihm ab, und zwar auf eine so liberale Weise, daß der Abziehende über Erwarten viel Lohn und noch dazu Reisegeld erhielt. Gottes Segen und Glück zum Vorhaben wünschte Manhardt dem lieben Jüngling. So reiste er mit leichtem, getrostem Herzen von Hanerau ab. O wie viel Barmherzigkeit hatte ihn Jesus, der gute Hirte, hier finden lassen! Hanerau war für Lemmerz ein besonders merkwürdiges Ebenezer. Seiner Mutter und seinen Geschwistern aber schrieb er von all diesen Erlebnissen nichts, sie hätten ihn ja nicht verstanden, nichts schrieb er von seinem Vorhaben, in die Brüdergemeine zu

treten. Denn das wußte er, daß die Mutter ihm nimmermehr die Erlaubniß dazu gegeben haben würde. Weil er der älteste Sohn war, so hätte sie ihn lieber zu Hause und beim Geschäft gehabt. Erst zwei Jahre nachher, als er bereits Mitglied des Brüderbundes geworden war, schrieb er es den Seinen, aber ach, was mußte er da erfahren! Spott und Hohn war die Antwort, welche ihm von seinen Geschwistern brieflich zukam.

Ich habe vorgegriffen, und begleite nun Lemmerz auf seinem Gange zu Bruder Anders in Altona. Ja, er blieb fest bei seinem Entschlusse, und weil Anders dies sah, so gab er ihm eine Empfehlung in den Brüderort Gnadau mit. Sein ganzes Herz wallte vor Freude, als er diesen Ort von fern erblickte. Wußte er auch noch wenig von der Brüdergemeine und ihrer Geschichte, so war doch das Wenige genug, um ihn zu überzeugen: „Ja dieses Volk ist ein Volk Gottes". Da draußen vor Gnadau sank Lemmerz auf seine Kniee nieder, sein Gebet hatte, wie er selber sagt, den Inhalt: Der Heiland möchte mir unter diesem seinem Volke aus Gnaden ein Plätzchen bereiten, und mir das Glück gewähren, stets im Umgange mit Kindern Gottes zu bleiben". Aufs neue übergab er sich hier seinem HErrn mit Leib uud Seele. Und als er in Gnadau angelangt war, fühlte er sich bald wie daheim. Die Versammlungen waren ihm ein großer Segen, zu allen Ordnungen und Einrichtungen konnte er von Herzen Ja und Amen sagen. Immer tiefer führte ihn der HErr in die Erkentniß der Verdorbenheit seines Herzens, aber zeigte ihm auch wo er Vergebung zu suchen habe. Und Lemmerz konnte sich getrost das theure vollgültige Verdienst Christi zueignen. Am 9. Oktober 1806 war er in Gnadau angekommen, und schon im März 1807 war er wieder auf dem Weg. Aber es war diesmal nicht ein Eigenweg, wie vor Jahren in der Pfalz. Er kam nach Gottes Willen nach Herrnhut, der lieben Mutterstadt des Brüderkirchleins. Doch hier mußte er eine ihm ganz fremde Beschäftigung treiben, nemlich in

der Küche des Brüderhauses wurde ihm für jetzt sein Beruf angewiesen. Es kam ihm schwer vor, aber mit dem HErrn läßt sich noch viel Schwereres ausrichten. Man ist aber nicht gleich ein Glied der Brüdergemeine, wenn man kaum in einen Brüderort eingetreten ist. So ging es auch ihm. Doch im September 1807 erlangte er das glückliche Loos, ein Mitglied der Gemeine zu werden, für die er eine so tiefe Vorliebe in sich fühlte. Und am Gründonnerstage des folgenden Jahres durfte er zum ersten Male mit den Brüdern das heilige Abendmahl genießen.

Es dauerte beinahe zwei Jahre, bis er wieder aus der Küche erlöst wurde und auf dem Strumpfwirkerstuhle saß. Auch wurde er Aufseher der größeren Knaben des Hauses. Das war für ihn eine glückliche Zeit. An ihm sieht man, was so oft zu erleben ist, daß wer sich demüthigt, vom HErrn zu seiner Zeit erhöht wird, denn im September 1810 wurde er Meister der Strumpfwirkerei des Bruderhauses. Er blieb aber doch in der Demuth und darum konnte ihn denn auch der HErr in seinem Weinberge brauchen. Ein Verkündiger des Evangeliums sollte Johannes Lemmerz noch sein. Acht Jahre hatte er in Herrnhut treulich gedient. Da erging am 6. April 1815 der Ruf an ihn, als Missionar unter den Hottentotten in Südafrika zu arbeiten. Schon ehe Lemmerz in die Brüdergemeine eingetreten war, noch in Hanerau regte sich in ihm der Trieb dem Heiland unter den Heiden zu dienen. Das Wort: „Folge Mir nach!“ hatte für ihn eine zweifache Bedeutung; erstens der Nachfolge eines Christen, aber dann auch des Dienens im großen Ackerfelde. Der HErr Jesus macht seine Missionsreisen durch diese arme Welt, und da und dort ruft Er einem Menschenkinde zu: Folge Mir nach! Ein solcher Ruf drang auch an jenen Strumpfwirker, jetzt ein Anderes zu wirken, und die Antwort geschah freudig: „Ja HErr, ich will mit Dir ziehen!“ Doch zog sich die Abreise hinaus, und siehe, Johannes verlor seine anfängliche

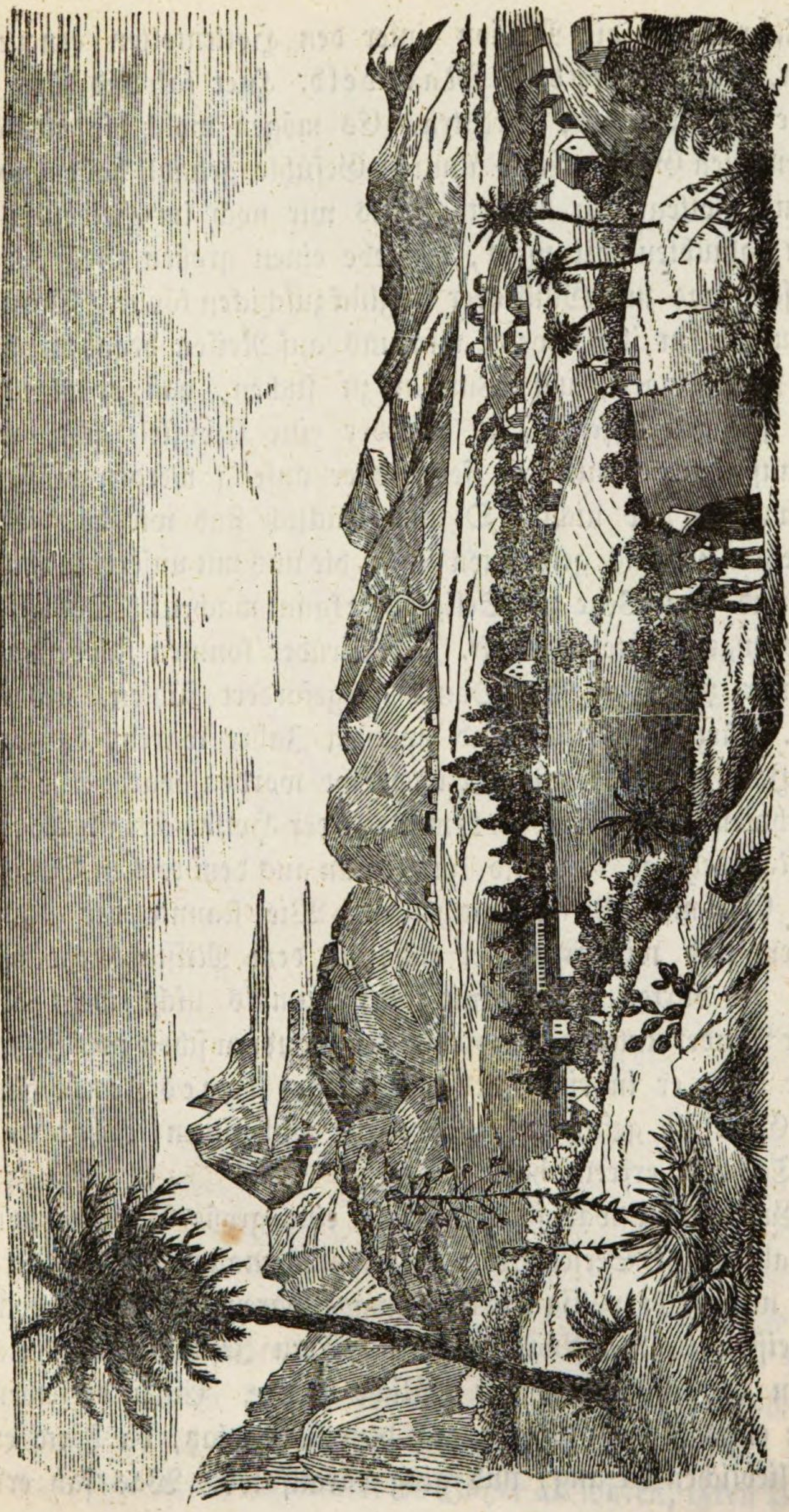
Freudigkeit wieder, so daß er drauf und dran war, den Missionsruf abzulehnen. Aber das war nur eine kurze Zeit der Verdunklung, sein Gebet half ihm durch. Eine große Freude und Aufmunterung wurde ihm dadurch bereitet, daß noch zwei Ehepaare und der ledige Bruder Stein ebenfalls nach Südafrika beordert wurden. Mit Stein stand er in innigem Freundesbunde, manchmal hatten sie sich darüber gegenseitig ausgesprochen, wie sehr es ihr Wunsch wäre, unter den Heiden das Wort von dem Lamme Gottes verkündigen zu dürfen. Und nun sollten sie zusammen reisen! Am 12. August kamen sie in London an, und Ende Septembers waren sie auf dem Ocean, auf dem sie an den Ort ihrer Bestimmung kommen sollten.

Am 24. Dezember 1815 langten die Missionare glücklich in der Kapstadt an, und am 30. Dezember waren sie schon in Grönekloof. Welche Freude fühlte Lemmerz, als er die ersten Hottentotten sah! Freilich waren es bekehrte Leute. Das durfte er bald fühlen, denn als die Missionare in der Nähe Gröneklloofs angelangt waren, hatte sich die ganze Hottentottengemeine aufgestellt, um ihren Dank für die Ankunft der weißen Lehrer durch Gesang einiger Liederverse an den Tag zu legen. Man muß aber nicht denken, als ob dieser Gesang ein Gebrüll gewesen, wie man es in so manchen alten Christengemeinden Europa's hören kann, nein, es war ein sanfter, harmonischer Gesang voll Gefühl. Es ist ja bekannt, wie lieblich die Hottentotten singen. Wenn man bedenkt, wie diese Sänger vor noch nicht so langer Zeit blinde Heiden gewesen sind, so kann man nicht genug staunen über die Wundermacht des Evangeliums, das solche Dinge zu Stande bringt. Bruder Lemmerz hatte davon ein tiefes Gefühl, und konnte den Strom seiner Thränen nicht mehr zurückhalten. „Gerührt dankte ich dem HErrn," sagt er, „daß Er mich auf das schöne Arbeitsfeld berufen habe."

Die europäischen Ankömmlinge blieben noch über das Neujahrs- und Heidenfest 1816 in Grönekloof. und zogen alsdann nach einer Reise von fünf Tagen in ihrem eigentlichen Bestimmungsorte in Gnadenthal ein.

4. Hier ist gut wohnen.

Die große Hottentottengemeine Gnadenthal, in welcher unserm Bruder Lemmerz sein Wohn- und Arbeitsplatz für jetzt angewiesen war, ist jener Ort, an dem Georg Schmidt, der treue Apostel der Hottentotten, einst seine gesegneten Arbeiten gethan hat. Damals hieß der Platz Bavianskloof, eine Schlucht, wo Paviane und andere wilde Thiere hausten. Und jetzt sieht man an dieser Stelle eine reinliche, freundliche Gemeine, die sich mit tausenden europäischen Dörfern und kleinen Städten messen kann, was ihr äußeres Ansehen betrifft. Wenn man aber den Maßstab wahren Christenthums an unsere Gemeinden legt, wie viele Tausende mag es geben, welche nicht die entfernteste Vergleichung aushalten mit jenen Hottentotten Gnadenthals! Würde ich erst eine Beschreibung der heidnischen Hottentotten geben, so müßte man wirklich staunen, wie Großes der HErr gethan hat. Haben doch die holländischen Bauern in ihrem Geize von ihnen gesagt, daß sie eigentlich eine Mittelstufe zwischen den Menschen und Thieren einnehmen, damit sie mit denselben machen können, was sie wollen. Ist das auch eine thörichte Lüge gewesen, so sehen wir doch daraus, wie tief versunken ihr heidnischer Zustand sein muß. Es war eine Reihe der vortrefflichsten Missionare, welche in Gnadenthal arbeiteten, als Lemmerz in ihren Kreis trat. Besonders leuchtet ein Name unter ihnen hervor, der nachherige Bischof Hallbeck, der mit reichen Gaben des Geistes einen ächten Missionssinn verband. Lemmerz fand auch noch einen jener drei Missionare vor, welche



Ansicht von Gnadenthal.

im Jahr 1793 die Mission unter den Hottentotten erneuert haben, denalten Hendrick Marsveld. Hier sah und hörte er Dinge, die sein Herz erfreuten. Es mögen wohl die meisten Hottentotten Gnadenthals ähnliche Gefühle gehabt haben, wie sie jene Hottentottin äußerte: „Als wir noch im Heidenthum lebten, glaubten wir wohl, es gebe einen großen Geist, der uns sehe und uns Glück oder Unglück zuschicken könne. Darum beteten wir zu ihm, wenn wir uns auf Reisen begaben oder aufs Feld gingen, um Wurzeln zu suchen, daß er es uns möge gelingen lassen. Daß es aber eine Ewigkeit gibt, wo wir auf immer entweder selig oder unselig werden müssen, das wußten wir nicht. O wie glücklich sind wir doch jetzt, daß Lehrer zu uns gekommen sind, die uns mit unserer wahren Lage und dem Wege zur Seligkeit bekannt machen!" Derartige Aeusserungen hörte man oft. Die Brüder konnten sich deßhalb auch nur zum innigsten Danke aufgefordert fühlen, als es am 3. März 1818 fünf und zwanzig Jahre waren, daß das erste Haus in Gnadenthal eingeweiht worden war. Alle die Großthaten des HErrn an dem Volke der Hottentotten hatte der alte Marsveld gesehen und konnte nun aus dem reichen Schatze seiner Erlebnisse Vieles mittheilen. Wie staunte der junge Lemmerz und wie freute er sich, an dem Missionsnetze mit ziehen zu dürfen. Er stand aber damals nicht mehr als lediger Bruder unter den Hottentotten, sondern schon zwei Jahre vorher hatte er in einer lieben Schwester Agnes Jenke eine treue Gehülfin gefunden, welche ihn mit einem Sohne und zwei Töchtern erfreut hat.

Gnadenthal war schon damals eine große Gemeine von mehr als 1400 Seelen, und wenn auch manche Glieder derselben noch nicht völlig durchgedrungen waren, so standen doch die meisten in der Gnade unsers HErrn Jesu Christi. Da erlebten die Missionare gar köstliche Dinge. Einer derselben machte einmal einen Besuch auf dem Weideplatz, da hörte er einen lieblichen Gesang, und ging darauf los. Was sah er?

Hinter einer Hecke arbeitete eine junge Hottentottin im Garten. Sie sang im Holländischen das Lied: „HErr Jesu, der du mir mein Heil zu wege brachtest,“ und als sie an die Worte kam, „Nimm's Aug' von Thränen naß, nimm's Herz dankbar und warm,“ erhob sie ihre Augen voll Thränen zum Himmel. Wie rührend war es, als jene Hottentottenwittwe Jakoba Stoffel auf dem letzten Lager sich ihr Geld durch ihre Wärterin bringen ließ, — es waren nur noch zwei Schillinge — und zu derselben sagte: „das sind die zwei letzten Scherflein der Wittwe, bringe sie nach meinem Tode unsern Lehrern. Es ist freilich keine Vergeltung für das, was sie an mir gethan haben, aber ich will ihnen doch geben, was ich habe, zum Beweis, daß ich ihnen bis in den Tod dankbar bin.“ Eine ebenso liebe, und noch viel merkwürdigere Schwester war die alte Magdalena Kleff, in der Missionsgeschichte nur unter dem Namen Lena bekannt. Sie war die letzte Person, welche noch den Bruder Georg Schmidt, vor mehr als 75 Jahren gekannt hatte. Sie hatte seine Schule besucht und erinnerte sich noch recht gut der letzten Versammlung und des inbrünstigen Gebetes, womit er von den Kindern Abschied genommen hat. Als Schmidt Afrika verließ, zog Lena in eine andere Gegend; aber kaum hatte sie in den neunziger Jahren gehört, daß einige Brüder in Bavianskloof angekommen seien, sagte sie zu ihren Kindern: „Dahin wollen wir ziehen, denn das sind gewiß solche Menschen, wie Georg Schmidt war; bei ihnen sollt ihr in die Schule gehen.“ Und als sie in Bavianskloof angelangt war, stellte sich heraus, daß der vor mehr als einem halben Jahrhundert in ihr Herz ausgestreute Same noch nicht erstorben war. Im Jahre 1800 wurde sie getauft und drei Jahre später gelangte sie zum Genusse des heligen Abendmahles. Sie wandelte als eine ächte Christin. Lemmerz kannte sie gut. Es klebten ihr freilich gewisse Eigenheiten ihres Volkes an, namentlich in Betreff der Kinderzucht. Wenn ihre Kinder, von denen einige schon über 50 Jahre alt waren, ihren Unwillen

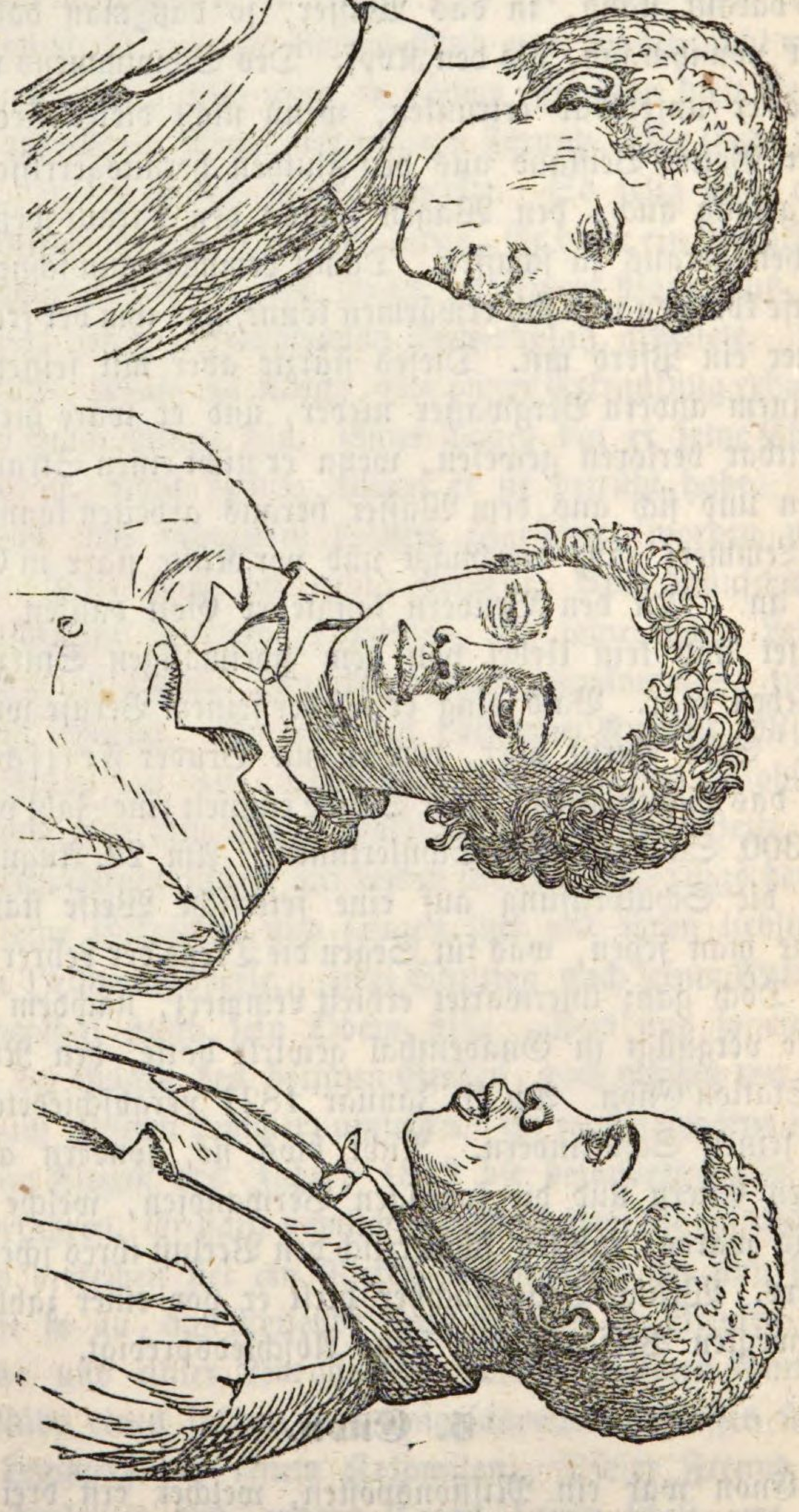
erregten, so nahm die alte Mutter Lena, die sich nur mit Hülfe eines Stockes auf ihren zitternden Knieen halten konnte, ihren Stock und strafte sie damit. In der letzten Zeit ihres Lebens wurde sie wie ein kleines Kind und konnte nicht mehr das Bett verlassen, doch auch in diesem Zustande hielt sie sich fest und getrost an ihren unsichtbaren Freund. Ihr Ende war so sanft, daß man es kaum bemerkte. So selig ging auch jener 15jährige Hottentottenknabe heim. Er hatte ein Vorgefühl seines baldigen Todes, und sprach es seinem Vater aus, mit dem er auf einem benachbarten Bauernplatz arbeitete. Die Mutter eilte, sobald sie Kunde von seiner Erkrankung erhalten hatte, zu seiner Pflege hin. Eines Tages bat er seine Eltern um Vergebung Alles dessen, womit er sie betrübt habe. Als ihm dieselbe aus bewegtem Herzen zugesichert worden war, sagte er: „Nun kann ich ruhig sterben!„ Auch wünschte er nach Gnadenthal gebracht zu werden, um seine lieben Lehrer noch einmal zn sehen. Im Vaterhause angekommen, fühlte er sich sehr schwach. Es war ein rührender Auftritt. Mitten in der Stube lag der Sterbende, welchem das Wohlsein seiner Seele aus den Augen lenchtete, auf seinem Bette, die bekümmerten Eltern saßen auf beiden Seiten, und rings herum standen seine Gespielen und sangen ihm mit ihren lieblichen Stimmen Heimgangsverse. Zwei Stunden nach seiner Ankunft in Gnadenthal stund sein Odem stille. Das sind so einige Exempel der Gnade des heiligen Geistes, doch müssen wir uns wieder nach unserm Lemmerz umsehen. Er durfte um jene Zeit, nemlich im August des Jahres 1819 die besondere Hülfe des HErrn erfahren. Er hatte nemlich eine Geschäftsreise zu machen. Während derselben fiel ein starkes Regenwetter ein und trieb die Flüsse so an, daß Reisende beim Mangel an Brücken nur mit Mühe und unter Lebensgefahr weiter kommen konnten. In der Nähe eines solchen hoch angeschwollenen Flusses übernachtete Lemmerz bei einem Kolonisten. Dieser Freund der Mission begleitete des andern Tages seinen Gast, um ihm

mit seinem beladnen Wagen durch den Fluß zu helfen. Siehe da, mitten im Strom stürzte der Wagen um und Lemmerz, der darauf stand, in das Wasser, so daß man bald nichts mehr von ihm sah, als den Kopf. Des Schwimmens unkundig wäre er unfehlbar ertrunken, wenn nicht dieser Freund ihn unter Gottes Beistand aus den Fluthen herausgerissen hätte. Es gelang auch, den Wagen sammt den darauf befindlichen Sachen heraus zu schaffen. Damit Lemmerz nun schneller nach Hause kommen und sich erwärmen könne, gab ihm der freundliche Bauer ein Pferd mit. Dieses stürzte aber mit seinem Reiter in einem andern Bergwasser nieder, und er wäre hier wieder unrettbar verloren gewesen, wenn er nicht einen Strauch hätte fassen und sich aus dem Wasser heraus arbeiten können. So kam Lemmerz ganz durchnäßt und vor Kälte starr in Gnadenthal an. Mit den Brüdern konnte er Gott danken, daß er errettet und kein Uebel von dem zweimaligen Sturze zurück geblieben war. Bald ging er wieder seinem Berufe wie früher nach. Sein Beruf aber, den er mit Bruder Fritsch theilte, war das Schulhalten. Ihre Schule enthielt eine Zahl von mehr als 300 Schülern und Schülerinnen. Am 22. August 1820 fand die Schulprüfung auf eine feierliche Weise statt. Da konnte man sehen, was für Segen die Treue der Lehrer brachte.

Doch ganz unerwartet erhielt Lemmerz, nachdem er fünf Jahre vergnügt in Gnadenthal gewirkt hatte, den Ruf nach der Station Enon. Am 9. Januar 1821 verabschiedete er sich von seinen Schulkindern. Nicht blos sie, sondern auch die meisten Eltern und die sonstigen Verwandten, welche gegenwärtig waren, fühlten schmerzlich den Verlust ihres scheidenden Lehrers. Wenige Tage nachher hielt er vor einer zahlreichen, tiefbewegten Versammlung seine Abschiedspredigt.

5. Enon.

Enon war ein Missionsposten, welcher erst drei Jahre vorher angelegt worden war. Die Gemeine stand noch in der



Die drei Hottentottenschüler.

Zeit der ersten Liebe, und es war für unsern Bruder Lemmerz keine kleine Erquickung, gerade hier dem HErrn dienen zu dürfen. Vier Wochen war er mit seiner Frau und seinen drei kleinen Kindern auf einer beschwerlichen Reise dahin. Es ging über Berg und Thal und durch Flüsse auf ungebahnten Wegen. Als die Reisenden auf dem sehr steilen Berge, welcher der weiße Kopf heißt, angekommen waren, genossen sie, wie Lemmerz erzählt, „eine fürchterlich-schöne Aussicht in eine wilde Gebirgsgegend." Sie freuten sich aber, diesen gefährlichen Berg hinter sich zu haben. Es war gerade Passionszeit, als sie die Reise machten, sie hielten aber doch unterwegs ihre Andachten. So lasen sie am Palmsonntage die letzten holdseligen Reden Jesu. Am 20. April mußten sie durch den Chamtoos-Fluß bei so hohem Wasserstande, daß das Wasser in ihren Wagen drang. Wenige Tage nachher ging es über einen so hohen und steilen Berg, daß zwanzig Ochsen kaum den Wagen hinauf brachten. Am 26. April langten sie endlich am Ziele ihrer Wanderung an, Lemmerz sagt in seinem Reisebericht, „nicht ohne Verwunderung, daß mitten in der Wildniß, wo vor anderthalb Jahren die Kaffern mit Feuer und Schwert gewühtet hatten, schon wieder ein freundliches Oertchen und liebliche Hütten Gottes entstanden waren."

Lemmerz kam mit den Seinen gerade zu einem Feste der Hottentotten Enons. Sie hatten nemlich eine Kirche erbaut und waren da so weit mit fertig geworden, daß am 12. Mai die Kirche eingeweiht werden konnte. Schon in aller Frühe durchzog ein Sängerchor das Oertlein, es wurden erbauliche Lieder gesungen, und zwei Hottentotten begleiteten den Gesang recht angenehm mit Flötenspiel. Um 9 Uhr versammelte sich das Gemeinlein im Vorhause des Missionsgebäudes, in welchem seit längerer Zeit alle Versamlungen gehalten worden waren. Nachdem Missionar Hoffmann ein Dankgebet gesprochen hatte, zog die Gemeine unter Gesang einiger Verse je zwei und zwei, zuerst die Kinder, alsdann die Männer, nach ihnen

die Frauen in die neue Kirche ein. Bruder Schmitt hielt hier die Einweihungsrede und flehte mit der ganzen Gemeine auf den Knieen inbrünstig um Segen zum Wort vom Kreuze. Nachmittags wurden noch neun Personen durch das heilige Sakrament der Taufe der Gemeine Christi einverleibt. Ein köstlicher Tag für Enon!

Lemmerz mußte alsbald in die Arbeit treten. Auch in Enon war es die Schule, welcher er vorzustehen hatte. Hoffmann, an dessen Stelle er trat, zog auf einen benachbarten Platz, den sogenannten Strubels-Platz, um daselbst den Seelen mit dem Evangelium zu dienen. Wir dürfen nicht vergessen, daß diese Gegend, in der jetzt das Wort vom Kreuz erscholl, noch wenige Jahre vorher eine Einöde gewesen, in welcher die wilden Thiere hausten. Enon hatte noch jetzt immer daran zu leiden. Einmal drangen Wölfe bis nahe an die Wohnungen herbei und raubten Schafe. Von ihrer Keckheit war das ein Beweis, daß gerade damals ein Wolf in den Backofen eines Hottentotten drang, welcher daselbst einen Elephantenrüssel, einen besondern Leckerbissen, auf dem Feuer rösten ließ. Ein anderes Mal tödteten wilde Hunde eins von den Kälbern der Missionare und verletzten noch eine Kuh, so daß sie geschlachtet werden mußte. Das war um so betrübender, als sie einer Wittwe gehörte, die schon drei Kühe auf ähnliche Weise eingebüßt hatte, und nun in Verlegenheit war, woher sie Milch für ihre Kinder bekommen sollte. Die Missionare hatten damals noch mehrere Angriffe auf ihren Viehstand zu erleiden. Einmal drangen Wölfe auf ihre vier Kälber, welche ganz dicht beim Orte weideten; sie verfolgten die fliehenden Thiere bis in den Ort hinein, und entfernten sich erst, als sie das Zusammenlaufen der Leute bemerkten, doch ein Kalb, das sich in den Busch geflüchtet hatte, wurde ihre Beute. In einer der folgenden Nächte drang eine Muskilialkatze durch ein unbemerktes Loch oben am Giebel in das Hühnerhaus ein und tödtete fünf Enten. Aber aus

Angst fand die Katze das Loch nicht mehr. Als man des Morgens in das Hühnerhaus kam, da war die Räuberin, und erlag den Streichen, die auf sie geführt wurden. Doch das war nur Kinderspiel gegen die Angriffe der Tiger und Elephanten, mit denen man in Enon zu kämpfen hatte. So kam im Mai 1822 ein Tiger in die Nähe des Orts und ergriff ein großes Kalb. Weil er es gleich an der Gurgel packte und sie ihm abbiß, gab es nur einen Schrei von sich. Man eilte alsbald hinaus und die Hunde verjagten den Mörder von seinem Raube. Der Eigenthümer hohlte nun das Kalb, schnitt ihm vollends den Kopf ab und trug ihn wieder an die Stelle zurück, stellte jedoch zugleich ein geladenes Gewehr hinzu; denn es ist Tigerbrauch das getödtete Thier nicht alsbald aufzufressen, sondern in einiger Zeit wieder zurückzukehren und alsdann den Raub vollends zu verzehren. Und wirklich kam der Räuber in einer halben Stunde wieder und ging auf den blutigen Kopf los, erhielt jedoch auch den tödtlichen Schuß. Es war ein sehr großes, schön gezeichnetes Thier. Ein anderes Exempel. Eines Morgens sahen die Missionare ihren Hund auf einem Gelbholzbaum hängen. Ein Tiger hatte nemlich diesen vortrefflichen Hund todt gebissen und mit sich fortgeschleppt. Es schien fast unbegreiflich, wie er den getödteten Hund auf den Baum, der von unten bis oben nur wenige Aeste hatte, hatte hinaufbringen können; doch als man näher nachsah, fand man die Spuren seiner Krallen, die er in den Baum hinein geschlagen hatte, um seine schwere Beute hinaufzuschaffen. Man konnte aber auch daraus schließen, daß es ein großer starker Tiger gewesen sein müsse. Zu andern Zeiten kamen Elephanten und drangen in die Felder und in die Gärten, um sie zu plündern. Einmal aber wurde ein solcher Verwüster erlegt. Ob er gleich keiner der größten war, so verwunderten sich doch die Bewohner Enons über das Ungeheuer. Seine Länge betrug 18′, die Höhe 10′ und die Breite eines Ohres 5′. Es sind furchtbar starke Thiere.

Ein Pferd schleudert der Elephant wie einen Ball in die Höhe, ansehnliche, tief verwurzelte Bäume reißt er mit Leichtigkeit aus dem Boden und stellt sie umgekehrt hin. Einen Jäger sammt seiner Flinte zertritt er so gründlich, daß wenig mehr davon zu erkennen ist. Doch einer der gefährlichsten Feinde Enons waren die giftigen Schlangen, die überall hindrangen. Es war im April 1822, da ließ eine junge Hottentottin Bruder Lemmerz eilends herbeiholen. Sie hatte im Garten gearbeitet, trat unversehens auf eine giftige Schlange und wurde von ihr über den Knöchel gebissen. Obwohl die Verwundete gleich über der gebissenen Stelle das Bein festband, daß das Gift sich nicht weiter verbreiten solle, schwoll es doch, trotzdem die Wunde stark blutete, so schnell, daß man um Mitternacht ihr Ende nicht mehr ferne glaubte. Als Lemmerz zu ihr kam, fand er eine gebeugte Sünderin, die sich dem Gebete ihrer Lehrer dringend empfahl. Lemmerz betete alsbald und übergab sie ihrem Heilande und seiner Gnade. Sie sagte: "Obwohl ich den Heiland viel betrübt habe, so weiß ich doch daß Er mir meine Sünden um seines Blutes und Todes willen vergeben hat." Als am folgenden Tage die Geschwulst immer höher stieg, so daß man ihr baldiges Ende vermuthete, verlangte sie nach der heiligen Taufe. Man konnte, da sie schon lange zur Klasse der Tauffandidaten gehört hatte, ihren Wunsch nicht abschlagen. Es war ein rührender Anblick, diese sonst gesunde, starke Person von 16 Jahren an den Folgen eines Schlangenbisses in den größten Schmerzen da liegen und doch mit getrostem Muthe dem Ziele ihres Lebens entgegen gehen zu sehen. Sie beantwortete die Fragen, welche vor der heiligen Taufe an sie gerichtet wurden, mit vieler Freudigkeit und mit Herzgefühl. Bruder Schmitt taufte sie in Gegenwart vieler Schwestern unter dem fühlbaren Nahesein Christi. Aber siehe, nach vier Tagen erholte sich diese Maria auf eine erfreuliche Weise. Bei andern Gebissenen nahm jedoch die Verwundung keinen solchen guten Verlauf. Aber auch die Menschen, deren Füße

eilend sind, Blut zu vergießen, waren und sind noch gefährlichere Feinde der Enoniten. Ein Hottentotte von Gnadenthal war auf Besuch in Enon. Er äußerte beim Weggehen gegen seine Frau, er habe diesmal ein sehr ängstliches Gefühl, doch fügte er bei: „Ich bin ja nicht allein, der Heiland ist bei mir.“ Als er auf dem Berge war, welchen man die Kaffergärten nennt, sah er in nicht weiter Ferne vier Kaffern auf sich zu laufen. Man muß wissen, wie blutdürstig die Kaffern sind, um zu begreifen, wie dieser liebe Abel Matroos — so hieß er — ganz betäubt vor Schrecken davon lief und durch die dicksten Büsche rann. Vor Schrecken hatte er sein Gewehr liegen lassen und stürzte mehrmals hin. Doch langte er glücklich in Enon an, allein Schrecken und Erschöpfung hatte ihn der Maßen angegriffen, daß er kaum reden konnte. Die Missionare dankten mit ihm dem HErrn für seine glückliche Errettung. Ein anderes Mal hatte ein Vater seinen Knaben nach dem Pferde ausgeschickt, aber er kam nicht wieder nach Hause zurück; denn drei entlaufene Hottentottensoldaten, welche früher mit seinem Vater als Soldaten gedient hatten und den Knaben kannten, hatten ihn geraubt. Obwohl sie ihn nicht unmenschlich behandelten, so zogen sie ihm doch seine Kleider aus, banden ihm die Hände auf den Rücken und drohten ihm mit dem Tode, wenn er einen Versuch zur Flucht machen würde. Am zweiten Tage waren die Räuber mit ihm auf dem sogenannten Brüderberge, von dem Enon nicht weit entfernt liegt. Man hörte die Kinder in der Schule singen, da fing der arme Knabe vor Wehmuth zu weinen an. In der Erbitterung drohten die Räuber dem Knaben mit dem Tode, wenn er nicht aufhöre zu weinen. Da fiel ein Schuß von einem Bauer, einer der Räuber wurde verwundet. Und diese Verlegenheit seiner Dränger benützte der Knabe, und entkam glücklich nach Enon. Welche Freude hatten die Eltern und die ganze Gemeine, als das arme, geängstete Kind wieder in ihrer Mitte war!

Solche und ähnliche Auftritte gab es gar manche. Erfreulich war der Stand dieser lieben kleinen Hottentottengemeine in geistlicher Beziehung. Man vernahm die lieblichsten Bekenntnisse aus dem Munde der Hottentotten, wie sie nur geförderte Christen thun können. Eine alte Wittwe sagte einmal: „Es kommt mir oft vor, als wäre ich nicht zu Hause, und müsse nach meinem rechten Vaterlande eilen. Ach wie sehr freue ich mich darauf!" Eine Kafferin die zur Gemeine von Enon gehörte, äußerte: „Nichts liegt mir so nahe am Herzen, als daß der Heiland sich auch über die Kaffern erbarmen und ihnen die frohe Botschaft von ihrer Erlösung möchte bekannt machen lassen, denn Er hat ja auch für sie Sein Blut vergossen."

Im Februar 1824 konnte Lemmerz von Enon schreiben: „Was unsre hiesige Gemeine betrifft, so können wir mit Wahrheit sagen, daß sie sowohl an Zahl als an Gnade zunimmt, und es scheint der HErr wolle Enon zu einem Sammelplatz für Seine Gemeine in der Wüste machen." Besonders freute er sich der Schule, welche er, wie wir schon wissen, zu versehen hatte. Die Kinder kamen gerne und lernten fleißig. Er schrieb darüber dem Bruder Latrobe in London: „Hilf uns beten, daß unsere lieben Kinder nicht allein im Lesen und andern nützlichen Dingen Fortschritte machen, sondern daß sie auch insonderheit in der Erkenntniß des Heils weiter kommen, ihre Herzen dem Heiland hingeben, und willig und tüchtig werden mögen, in Seinen Wegen zu wandeln." Es war nur zu bedauern, daß der liebe Mann von dem HErrn mit schwerem Gichtleiden heimgesucht wurde. Doch konnte er im September 1824 wieder einen Vortrag an seine Hottentotten halten. Dies erregte große Freude. Auch machte er wieder einen Besuch in Grahamstadt, wo mehrere Hottentottensoldaten, die zur Brüdergemeine gehörten, im Dienste standen. Als er sie einzeln sprach, konnte er sich über viele herzlich freuen, denn sie hielten unter den Versuchungen der Welt treu bei ihrem Heilande aus. Andere dagegen hatten sich zur Sünde verleiten

lassen. Wie ernstlich und liebreich konnte Bruder Lemmerz aus eigener, schmerzlicher Erfahrung darüber mit ihnen reden, und er meint auch, nicht ohne Nutzen mit ihnen verhandelt zu haben. Noch an zwei Abenden hielt er dort erbauliche Vorträge, welche mit großer Theilnahme von verschiedenen Leuten angehört wurden. Und als er abreisen wollte, war sein Wagen von Hottentotten umstellt, die zur Gemeine der Brüder hielten. Da konnte er nicht anders, er sprach noch einmal ernstliche Worte an sie.

In diesem Jahre war es, daß er den Auftrag erhielt, seine eigenen zwei Töchter, so wie noch weitere sieben Kinder von Missionaren nebst der verwittweten Schwester Beinbrecht nach Europa zu bringen. Lehnte er diesen Antrag seiner Schachheit wegen anfangs ab, so entschloß er sich doch endlich dazu, als sich sein Gesundheitszustand wieder hob; doch war sein linkes Bein in Folge der ausgestandenen Gichtschmerzen so schwach und abgezehrt, daß er nur mit Hülfe eines Stocks darauf treten konnte. Anfangs November verabschiedete er sich mit seiner Frau von Enon. Viele begleiteten die liebe Karawanne ein schön Stück Wegs. Schon auf der Reise nach der Kapstadt fühlte er Besserung seines Znstaudes. So kam er denn glücklich über das Wasser nach London und von da nach Kleinwelka, wo er sämmtliche Kinder in die dortigen Erziehungsanstalten abgab. Das war ein schwerer Abschied, als sich die Eltern von ihren drei Kindern — der Sohn war schon seit 1821 in Kleinwelka — trennten. Am 13. Juli 1825 waren sie schon wieder auf der Rückreise nach Afrika begriffen. Vorher ging's noch nach Alzei. Da lebte ja noch die Mutter Lemmerz mit ihren andern Kinden. Es war dies Wiedersehen die ursache herzlicher Freude. Doch konnte er auch eine tiefe Wehmuth nicht unterdrücken, denn in der Familie fehlte gerade das, was ihm das Theuerste war.

Am 25. Februar 1826 langten Geschwister Lemmerz mit andern Missionaren nach einer langen und stürmischen Ueber-

fahrt in der Kapstadt an. „Die Seereise, schreibt er, hatte meiner Gesundheit gut gethan, und mit neuer Kraft konnte ich wieder an meine Geschäfte gehen.

6. Anfänge unter den Tambukkis.

Es ist bekannt, wie das Kapland immer von Seiten der wilden, grausamen Kaffern bedroht ist. Zwar haben die Engländer von Zeit zu Zeit mit der Gewalt der Waffen die Einfälle jener wilden Horden zurückgeschlagen, sie wissen aber auch aus Erfahrung, wie noch auf eine ganz andere, nachhaltige Weise die Heiden zur Ruhe gebracht werden können. Das Mittel ist das Evangelium und in seinem Gefolge der Pflug. Von diesen Gedanken geleitet, hatte der Gouverneur des Kaplandes den Wunsch ausgesprochen, daß die Brüder eine Mission unter den Tambukkis im Kaffernlande anfangen möchten. Die Tambukkis waren von einem südafrikanischen Volksstamm, den Fetkannas, aus ihrem Lande vertrieben worden und hielten sich nun längs den Grenzen der Kolonie auf, um hier Schutz gegen ihre Feinde zu finden. Wie überhaupt die Heiden Südafrikas fast kaum eine Ahnung eines höhern Wesens haben, so verhält es sich auch mit den Tambukkis. Dagegen leben sie in einer bedauerlichen Furcht vor ihren Herenmeistern. Erwarten sie doch von den Zauberern Genesung von Krankheiten und für ihre Felder Regen in Zeiten der Dürre. Unter einem solchen tief in Unwissenheit und Sünden begrabenen Volke sollte Lemmerz eine Mission beginnen. Am 8. November 1827 erging der Ruf an ihn, und weil er schon längere Zeit einen Trieb in sich gespürt hatte, diesen armen Heiden das Evangelium zu verkündigen, so konnte er auch seine Berufung freudig annehmen. Schon im März des folgenden Jahres hielten Geschwister Lemmerz, die bisher die Missionshaushaltung in Gnadenthal

besorgt hatten, einen schmerzlichen Abschied. Doch war es ihnen ein großer Trost, daß noch zwei Missionsgeschwister Hoffmann mit ihnen dasselbe Werk unter den Tambukkis zu treiben hatten. Vorher wurden die zu einem Missionsposten nöthigen Anschaffungen in der Kapstadt gemacht. Zuerst ging die Reise nach Enon. Wie freute sich Lemmerz, als er dieses Friedensörtchen, an dem er ja selber seinen Beruf getrieben, hatte wieder sah. Auch in Enon war Freude. Oft hatte er, wie er selber erzählt, gewünscht weiter gehen zu dürfen, und dieser Wunsch war nun erfüllt worden. Während ihres dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Enon machten Lemmerz und Hoffmann auch einen Abstecher nach Grahamstadt, um sich mit der dortigen Regierung über ihre zukünftige Arbeit zu besprechen. Hier standen die Tambukkis in einem bösen Gerüchte. Man kannte sie als ein räuberisches und mordsüchtiges Volk. Deßhalb wurden den Geschwistern Dragoner zu ihrem Schutze angeboten, aber von ihnen abgelehnt, weil sie ihrem HErrn kindlich vertrauten, Er werde sie auch ohne Dragoner zu bewahren wissen.

Endlich brachen sie auf; der Zug bestand aus 17 Personen. Die Geschwister hatten nemlich 3 Hottentotten und 2 Kaffern Familien, unter denen auch ein Tambukki war, bewogen, mit ihnen zu ziehen. Sie reisten auf drei Wagen. An der Grenze mußten sie Halt machen, da der Civilkommissär Dundas, welcher sie dem Häuptling Bowana vorstellen sollte, gerade abwesend war. Als sie hier öffentliche Predigten hielten, erschienen nicht nur mehrere Kolonisten aus der Nachbarschaft, sondern auch etliche Tambukkis, die zum ersten Male das Wort von Jesu Leiden und Tod vernahmen. Besonders erfreulich war das Erscheinen eines alten Häuptlings, welcher beim Weggehen, die Hand auf der Brust, äußerte: „Es war mir Alles sehr süß, was ich heute hörte. Kommt ihr nun an den Klipplatfluß, so werden wir Alle zu euch kommen. Als die kleine Missionskarawane eine Zeit lang an der Grenze geharrt

hatte, traf endlich die Nachricht ein, der Civilkomissär könne nicht kommen. So waren sie denn genöthigt, ohne ihn mit dem Häuptling Bowana zu verhandeln. Er wies ihnen einen Platz zur Niederlassung an, aber weil im Flusse sich nur wenig Wasser fand und sie darum keine Möglichkeit sahen, hier einen Posten zu gründen, baten sie ihn, ihren Sitz an den Klipplatfluß verlegen zu dürfen. Er willigte ein. „Damit fiel ein schwerer Stein von unsern Herzen," schreibt Lemmerz. Sie hatten am 18. Mai, als ihnen die gewünschte Erlaubniß ertheilt worden war, eine gar tröstliche Tagesloosung: „Sie werden ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Spieße zu Sicheln machen, und kein Volk wird wieder das andere ein Schwert aufheben. Dabei stand der Choral: „Erwünschte Zeit, wann wirst du doch erscheinen!" Und nun legten sie gleich Hand ans Werk. Erst mußte ein Weg durch Dorngebüsch gehauen werden. Obschon sie mehrmals an diesem Orte, wo sie das Gemeinlein anzulegen im Sinn hatten, gewesen waren, so ergriff doch jetzt, als sie mit ihren Leuten angekommen waren, ein unaussprechliches Gefühl alle Herzen. Nachdem sie an ihre Hottentotten eine Ansprache gehalten hatten, sanken sie auf ihre Kniee nieder und brachten dem HErrn ihren Dank für die bisher erfahrene Liebe und Treue dar, und empfahlen ihm dieses Missionswerk in der gläubigen Hoffnung, Er werde sich aus der Tambukki-Nation gewiß eine Gemeine sammeln.

Ihre erste Arbeit bestand darin, den Fall des Wassers und das Land zu messen, weil sie im Sinne hatten, zwei Wasserleitungen anzulegen, eine zur Bewässerung der Gärten und Getreidefelder, die andere zum Betrieb einer Wassermühle. Die Gegend in der sie sich jetzt befanden, war eine menschenleere Wüste, der Aufenthalt wilder Thiere. Da sahen sie Antilopen, Gnus und Quaggas in ganzen Heerden, aber es fehlte auch nicht an Hyänen und Löwen. Wegen der Löwen bauten sie bald einen Kraal, d. h. eine Einzäunung für die

zugedacht. Die Missionare kampirten noch in Zelten, aber da kam es in der ersten Zeit einmal vor, daß ein ganzer Haufen Löwen — die Hottentotten meinten, es könnten nicht weniger als zwölf gewesen sein — in ihre Nähe kamen. Doch der HErr bewahrte sie wie den Daniel in der Löwengrube. Nun entschlossen sie sich, weil Baumaterial schwierig zu beschaffen war, Schilfrohrhütten zu errichten. Der afrikanische Winter, der in Regen und Stürmen besteht, war schon eingetreten, darum waren sie froh, in ihren Hütten wohnen zu können, und auch die auf dieser Höhe recht empfindliche Kälte war in ihre Hütte gedrungen.

Hier ist also das Silo, dieser bis ins Kaffernland vorgeschobene Posten der Brüder, der Missionsplatz, welcher zwar viel Freud, aber auch viel Leid gebracht hat. Kaum hatten sich die Brüder recht niedergelassen, so erhielten sie auch bald von dem Häuptling Bowana in Begleitung seines Bruders Tolopo und eines andern Tambukki einen Besuch. Er betrachtete sich das schon aufgesetzte Holzwerk des Hauses und hörte die Glocke läuten. Was ihm besonders wichtig schien, war die Absicht des Kommens der Brüder. Sie wurde ihm dargelegt, und er meinte, daß dies eine große Sache sei, welche man nicht übereilen, sondern zuerst besser kennen lernen müsse. Er forderte die Brüder auf, mit ihm an seinen früheren Aufenthaltsort zu ziehen, der viel schöner sei, als das hiesige Land. Allein diese erwiederten, sie hätten im Sinne, erst hier zu sehen, ob die Tambukkis das Wort Gottes annehmen würden. An diesen ersten Besuch des Häuptlings reihten sich zur Freude der Missionare noch andere an. Sein Sohn Mapasa, sein Bruder Tolopo mit ihren Frauen, und noch manche andere Tambukkis aus der Nachbarschaft ließen sich sehen. Freilich waren die Brüder nicht im Stande, ohne Dollmetscher mit ihnen zu sprechen. Einmal machte die bekehrte Kafferin Wilhelma die Dollmetscherin. Der 15. Juni war für das Gemeinlein ein rechter Freudentag, denn sie konnten ihr neu

erbautes Haus beziehen. Es war aus Weidenholz und Schilf zusammengesetzt, 50′ lang und 15′ tief. Das Innere enthielt einen Raum von 50′ Länge, wo sie aßen und ihre Versammlungen hielten, und noch zwei Kammern. Nun, in diesem einfachen Gebäude feierten sie einen lieblichen 15ten Juni. Der Tag begann mit dem Morgensegen. Hierauf folgte die Predigt und Nachmittags feierten die Missionare mit ihrem Gemeinlein ein Liebesmahl, und Abends wurde mit einer Gemeinstunde geschlossen. An den Sonntagen sahen sie zu ihrer Freude fortwährend Tambukkis in ihren Predigten. Und wie die Missionare im Kafferlande, so suchten auch die Brüder die Leute in ihren Kraalen auf, Bruder Hoffmann machte den Anfang damit. Es ließ sich alles gut an. Bowana erklärte, es sei sein Sinn, sich zu bekehren und er wünsche, daß auch sein Volk desselben Sinnes werde. Die schon genannte Wilhelma fing eine kleine Schule mit etlichen Mädchen an, Daniel Kaffer sprach vor jeder Versammlung ein salbungsvolles Gebet, und Bruder Lemmerz setzte mit Hülfe der Dollmetscher eine Art Katechismus in Fragen und Antworten auf. Man spürte schon Lebenszeichen.

Einmal brach Bowana's Bruder in den Seufzer aus: „HErr Jesu, der Du Himmel und Erde, das Meer und alle Dinge erschaffen hast, bringe doch auch mein armes Herz zurecht!“ Daß sich die Missionare über solch eine Aeußerung freuten, können wir uns denken. Zwischen diese erfreulichen Anfänge hinein hörte man aber auch von Krieg und Kriegsgeschrei. Ein Häuptling der Kaffern mit Namen Chakka näherte sich, wie das Gerücht ging, mit 24,000 Mann der Gränze. Seine Soldaten begingen schon Feindseligkeiten. In der Kolonie rüstete man sich bereits, 1800 Bauern und Hottentotten wurden auf die Beine gestellt. Was sollten da die Brüder am Klipplat thun? Sie gaben selber die Antwort: „Wir können nichts thun, als uns der schützenden Hand des HErrn zu empfehlen mit der Bitte, die Herzen der Kaffern zum Frieden

geneigt zu machen.“ Nach und nach sammelten sich immer mehr Tambukkis in der Nähe des Missionspostens, und manche wohnten der Predigt still und andächtig bei. Erfreut wurden die Brüder durch die Nachricht, daß Hakka mit seinen Horden bei einem ernstlichen Zusammenstoße mit den ausgesandten Soldaten die Flucht ergriffen habe, nachdem er 70 Mann von seinen Vorposten verloren hatte. Auch wurden ihm 25,000 geraubte Ochsen und Kühe abgejagt. Es geht ja oft so, daß sich in solchen Zeiten drohender Ungewitter ein Verlangen nach Gottes Wort in den Seelen zeigt. So ging es auch am Klipplat. Es ließen sich immer mehr Tambukkis, groß und klein, zur Predigt herbei. Besonders erschien öfters Bowana, wie wir schon vernommen haben. Einmal klagte er über die große Dürre, bei der er nichts pflanzen könne. Die Brüder sagten darauf, daß auch sie ihren Antheil daran hätten, aber sich nicht muthlos machen ließen, sondern der Hülfe Gottes harreten. Sie legten eben ihr Anliegen Gott im Gebete ans Herz. Er und andere stellten allerlei Fragen, die von Nachdenken und Interesse an göttlichen Dingen zeugten. Aber auch die Brüder ließen es nicht fehlen, dringende Ermahnungen an sie zu richten, doch das Heil ihrer Seelen zu bedenken, so lange sie, wie jetzt, Gelegenheit dazu hätten.

Aber diese Nachthütte im Kürbisgarten am Klipplat mußte erfahren, daß sie in Feindesland aufgeschlagen war. Nicht als ob die Tambukkis den Brüdern etwas zu Leide gethan hätten; nein, aber ein anderes räuberisches Volk auf den Bergen, die Fetkannas beunruhigten und beraubten mehrmals das Gemeinlein. Schon als die Brüder mit der Wasserleitung beschäftigt waren, brachen diese Heiden in die Weideplätze und raubten sämmtliches Rindvieh und zwei Pferde. Die Wächter gaben zwar ein Zeichen und die Hottentotten eilten herbei, aber was wollten die Wenigen gegen den Haufen Räuber ausrichten? Sie mußten mit Thränen zusehen, wie ihr Vieh weggetrieben wurde. Zwei Tage nachher langte

von Enon ein Wagen mit Lebensmitteln in Begleitung von Rindvieh an. Aber gerade dies reizte einen Haufen von Wilden, die sich versteckt hielten, eines Abends in den Missionsposten einzudringen. Die Brüder hatten sich am 24. Oktober Abends spät zur Ruhe begeben, da wurden sie auf einmal durch das Bellen der Hunde aufgeweckt. Einige Hottentotten eilten alsbald hinaus und sahen mit Entsetzen, daß ein ansehnlicher Trupp Fetkannas stürmend auf die Häuser vordrang. Es mögen etwa 60 Mann gewesen sein. Heller Mondschein beleuchtete diese unheimlichen Räuber, von denen Einer einen Feuerbrand in seiner Hand hielt. Ein Hottentotte holte alsbald sein Gewehr, doch ehe er's sich versah, erhielt er einen harten Schlag. Wäre er auf den Kopf getroffen worden, so hätte es ihn unfehlbar das Leben gekostet. So feuerte er sein Gewehr ab und auch seine andern Mitbrüder thaten dasselbe. Die Fetkannas wichen nicht, erst bei einer dritten Ladung zogen sie sich zurück. Der Dollmetscher Daniel hörte noch Einen in der Kaffernsprache sagen: „Ihr habt ja gesagt, in den Hütten wären nur einige wenige Menschen, und nun sind so viele in denselben.“ Wir kennen diese Viele, es sind die Mahanaim, welche dort dem Jakob gezeigt wurden, damit er sich nicht vor Esau fürchten solle. So war die Gefahr vorüber, und noch in dieser Nacht versammelten die Brüder das Gemeinlein, um dem HErrn auf den Knieen Dank darzubringen für die gnädige Bewahrung. Daß den lieben Leuten kein Schlaf in die Augen kam, fühlen wir mit ihnen. Lemmerz flehte viel um Aufschluß, ob sie nicht auf einige Zeit den Posten verlassen solten. Denn daß die Räuber und Mordbrenner wieder kommen würden, war fast gewiß, und daß die Hottentotten, welche treffliche Schützen waren, sich aufs Blut wehren würden, war ebenfalls sicher. So wurden denn die Missionare schlüssig, sich zurückzuziehen. Pflegbefohlene unter den Tambukkis hatten sie ja noch keine zu verlassen. Daher packten sie von ihren Habseligkeiten so viel zusammen, als sie

auf zwei Wagen fortbringen konnten, das Uebrige vergruben sie in die Erde. „Ein wehmüthiges Gefühl durchging uns bei dem Gedanken,“ schreiben sie, „diesen Ort, an dem wir kaum sechs Wochen lang gewohnt hatten, schon wieder verlassen zu müssen.“ Noch einmal hielten sie eine Versammlung, in der eine allgemeine Rührung herrschte. Es wohnten mehrere Tambukkis bei, welche sogar Thränen vergossen, als sie die Brüder abziehen sahen. Diese schlugen ihre Richtung nach dem nächsten, 12 Stunden entfernten Militärposten, Claas-Schmidts-Revier, ein; hatten sie doch von dorther eine freundliche Einladung erhalten. Hier fanden sie dann einen gesegneten Wirkungskreis. Alle Abend hielten sie Versammlung, und ganz nach dem Brauche der Brüder am Sonntage Kirchenlitanei, Predigt und am Abend eine Erbauungsstunde. Diese Gottesdienste fanden sehr zahlreichen Zuspruch auch aus der Umgegend. Hatte der Gutsbesitzer, auf dessen Gut der Militärposten angelegt war früher eine Abneigung gegen die Brüder, jetzt gestaltete es sich anders. Er und seine Familie zeigten einen wahren Hunger nach Gottes Wort. Die Brüder eröffneten auch eine Schule, und sie füllte sich. So stellte sich heraus, daß die Flucht zum Segen gewendet ward.

Aber des Gedankens konnten die Missionare nicht los werden, daß sie doch eigentlich an den Klipplat gehörten. Als sie Ende August die Nachricht erhielten, daß die Wilden die Gegend des Missionsplatzes verlassen hätten, fragten sie ihre Leute, ob sie wieder Freudigkeit fühlten, auf ihren verlassenen Missionsposten zurückzukehren? Da gab Einer im Namen der Uebrigen die erfreuliche Antwort: „Wir sind nicht nur bereit, dahin zu gehen, sondern auch mit euch zu denjenigen, die uns unser Vieh geraubt haben, und ihnen das Evangelium zu verkündigen.“ Solche Worte ermuthigten die Brüder abermals den Wanderstab nach ihrem verlassenen Posten zu ergreifen. Aber nun wollten die Leute, welche von den Missionaren bisher bedient worden waren, sie nicht ziehen

lassen, besonders offenbarte sich recht die Liebe des Gutsbesitzers. So feindlich er früher gegen die Brüder gesinnt war, so freundlich hielt er sich jetzt, seitdem er sie und das kleine Gemeinlein näher kennen gelernt hatte. An einem Sonntage wurde die Abschiedspredigt gehalten; es herrschte eine tiefe Rührung. Als sie denn im Dezember 1828 am Klipplatfluß wieder angekommen waren, fanden sie alles recht verwildert, ihre Wohnungen sowohl, in denen bisher Soldaten gehaust hatten, als auch ihre Gärten, in denen sie schon gesäet und gepflanzt hatten.

7. Erneuerte Arbeiten am Klipplat.

Das Erste, was sie auf ihrem wieder eingenommenen Missionsposten erlebten, war der Abzug der Dragoner. Das schmerzte sie aber gar nicht, denn sie hatten viele Unannehmlichkeiten mit ihnen durchzumachen, indem der Offizier öfters betrunken war. Ihr Trost war jetzt der: „Laßt uns in die Hand des HErrn fallen, denn seine Barmherzigkeit ist groß. Menschenhülfe ist kein nütze, aber der HErr ist bei uns, ein starker Held. Er kann erretten Alle, die Ihn anrufen.“ Die Wahrheit dieses seines Wortes ließ sie denn der HErr auch gnädiglich erfahren. Ihr Gebet war nur immer, daß Er ihnen Seelen zuführen wolle, denen sie den Weg des Heils zeigen könnten. Dazu wollten sich in der ersten Zeit keine günstigen Aussichten sehen lassen, indem die verschiedenen Stämme der Tambukkis wider einander aufstanden und ein wahrer Mordgeist in sie drang, der freilich dem Evangelium nicht förderlich ist. Als die Brüder in der Mitternachtsstunde des 31. Dezember das alte Jahr schlossen, konnten sie zwar dem HErrn für seine große Barmherzigkeit danken, mußten sich aber auch im Blick auf die Zukunft sagen: „Vor Menschenaugen will es beinahe den Anschein gewinnen, als ob der Zweck, warum wir hieher gekommen

sind, die Tambukkis mit ihrem Schöpfer und Erlöser bekannt zu machen, für die Zeit nicht erreicht werden könne, da sie uns Alle verlassen haben, um sich gegenseitig zu berauben und zu morden. Doch bei dem HErrn ist kein Ding unmöglich!"

Mit dem neuen Jahre 1829 lichteten sich die dunkeln Wolken, die vor den Augen der bekümmerten Brüder standen, ein wenig. Es zeigte sich unter den Tambukkis mehr Willigkeit, das Evangelium zu hören. Als Lemmerz auf der Rückreise von Cradok beim Häuptling Bowana, der doch eigentlich die Brüder veranlaßt hatte, sich unter seinem Volke niederzulassen, einsprach, erklärte er, es wäre ihm lieb, wenn seine Leute in Gottes Wort unterrichtet würden. Es wurde ihm darauf bemerklich gemacht, das könne nur geschehen, wenn sie zu den Brüdern kämen. Bowana meinte aber, seine Weiber und Kinder wären dann der Gefahr, von den Feinden ermordet zu werden, ausgesetzt. Darum müsse man Soldaten zum Schutze haben. Und allerdings waren die Befürchtungen des Häuptlings nicht ungegründet. Denn im Januar war der Kaffernhäuptling Makumma auf die Tambukkis losgestürzt und hatte ihnen fast ihr sämmtliches Vieh, welches man auf 6000 bis 7000 Stück schätzte, geraubt. Und nicht blos dies, sie verfolgten die Tambukkis bis zur Grenze, wobei sechs dieser armen Leute ihr Leben einbüßten. Wie grausam die Kaffern mit ihren Feinden umgehen, ist bekannt. Lemmerz sah einen dieser sechs Ermordeten am Wege liegen, nicht blos durch mehrere Stiche verwundet, sondern noch dazu erwürgt. Die Hunde hatten ihn bereits benagt. Auf Fürsprache des Gutsbesitzers Müller, welcher an der Grenze wohnte, hatte Makumma über die Hälfte des Viehes wieder an Bowana zurückgegeben. Jetzt kamen manche Tambukkis in ihrer Noth zu den Brüdern, es war aber vorerst noch kein wahrer Hunger nach dem Worte des Lebens, der sie trieb. Gerade am ersten Montage des Monats Februar, wo man in den Kreisen der Gläubigen des Missionswerkes fürbittend gedenkt, stellte sich eine beträcht-

liche Anzahl in der Versammlung ein. Die Brüder riefen in ihrem Gebete zum HErrn mit herzlichem Flehen, doch dieses äußere Unglück diesem armen Volke dazu dienen lassen zu wollen, daß sie mit Herzensangelegenheit fragen: Was sollen wir thun, daß wir selig werden? Und schon nach einigen Tagen kamen drei Familien zusammen 25 Personen, die Alles ihres Viehes beraubt worden waren, am Klipplat mit der Bitte an, hier ihre Wohnung aufschlagen zu dürfen. Eine dieser Familien, welche aus 11 Personen bestand, hielt so dringend und so standhaft an, daß ihr die Erlaubniß ertheilt wurde. Es war ein wahrer Dank und Freudentag für die Missionsfamilie. Freilich wurde den Tambukkis gesagt, was von ihnen, als Miteinwohnern nach der Vorschrift des Evangeliums erwartet werde, wie auch, daß sie verbunden seien, sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen, da sie von den armen Hottentotten keine Unterstützung hoffen dürften. Auch die beiden andern Familien wollten nicht weichen, indem sie erklärten, sie wären des Herumziehens müde. Und warum sollte man diese armen Leute wegstoßen? Das konnten die Brüder nicht, welche im Gegentheil sehen mußten, wie der HErr ihre Gebete für diese arme und unwissende Nation zu erhören angefangen habe. Und es blieb nicht bei diesen ersten Anfängen, denn es kamen immer mehrere Tambukkis, die Predigt zu hören und einige baten um die Erlaubniß, bei den Brüdern wohnen zu dürfen. Was besonders erfreulich war, sie zeigten Lust zur Arbeit. Da konnte man Leute, die an Arbeit nie gewohnt waren, sehen, wie sie im schweren Grasboden gruben. Vier Kinder kamen zur Schule, unsre schon bekannte Kafferin Wilhelma unterwies sie. Auch Bowana zog sich wieder in die Nähe. Wenn auch er selber keinen Trieb zur Wahrheit zeigte, so kamen doch seine Untergebenen zur Versammlung. Auch schickte er neun Kinder in die Schule. Zunächst bemerkte man freilich bei keinem Tambukki ein tieferes Verlangen, desto mehr belästigten sie die Brüder mit ihren Betteleien. Ihre Zudring-

lichkeit und Unverschämtheit war wirklich grenzenlos. Erhielten sie auch Etwas, so wollten sie immer mehr. Es erforderte viele Geduld das zu ertragen, und doch waren die Brüder froh, wenn sie nur die Tambukkis in den Andachten sahen, ihr Gebet war immer, der HErr Jesus wolle doch nur einer Seele aus dieser Nation das Herz aufthun. Wie gerne hätten sie einmal die Frage gehört: „Was sollen wir thun, daß wir selig werden?“ Davon war noch keine Rede, ihr Vieh und die Sünde war ihnen lieber, als die Friedensbotschaft von ihrem Erlöser. Und doch leuchtete ein Schimmer von Hoffnung. Da trat ein Ereigniß dazwischen, welches den Horizont aufs Neue verdunkelte. Mapasa, des alten Häuptlings Bowana Sohn, hatte das Regiment übernommen, und wollte seine Regierung mit einem Kriege eröffnen. Mit seinen Räthen beschloß er, seinen Oheim Schelilla, ein anderes Oberhaupt, zu bekriegen und ihm seine Viehheerden zu rauben. Die wohlgesinnten Tambukkis, auch die Kafferin Wilhelma riethen es ihm dringend ab, weil es ein Unrecht und noch obendrein Schelilla sein naher Verwandter sei. Allein eines Nachts verließen sie in aller Stille den Klipplat und nach einigen Tagen mußten die Brüder zu ihrer tiefen Betrübniß hören, daß dem Schelilla nicht blos sein Vieh geraubt, sondern im Gefechte auch mehrere seiner Leute getödtet worden seien. Weil Schelilla glaubte, sich nicht rächen zu können, wozu ihn doch sein heidnisch Herz reizte, so wandte er sich an die englische Regierung um Hülfe. Da erschien eines Tages ein Comando Dragoner, nahm dem Räuber das Vieh wieder ab und stellte es dem Eigenthümer zu. Daß Mapasa darüber sehr erbittert war, läßt sich erwarten, aber ohne sich des Genaueren zu verlässigen, hielt er die Missionare für die Absender der Dragoner. Da solcher Leute Füsse eilend sind Blut zu vergießen, so faßte er den teuflischen Entschluß, sich an den Brüdern zu rächen und sie aus der Welt zu schaffen.

Es war gegen Ende des März 1829, da kam Mapasa eines Abends mit einem Theile seiner bewaffneten Krieger in das Brüderörtchen. Als Lemmerz ihn kommen sah, ging er ihm entgegen und reichte ihm wie sonst die Hand zum Willkomm. Mapasa konnte aber den lieben Bruder nicht ansehen, sein böses Gewissen ließ es ihm nicht zu. Auch seinen Leuten merkte man die böse Absicht an. Mapasa deutete an, er habe Etwas mit Lemmerz zu sprechen. Dieser ging, um den Dollmetscher Daniel zu holen, ließ aber zugleich den Hottentotten auf dem Felde die kritische Lage kund thun. In gebieterischem Tone verlangte nun der Räuber, mit Lemmerz, der seinen Daniel herbei geholt hatte, im Hause zu sprechen. Lemmerz fügte sich, seufzte aber auch zugleich zum HErrn, ihm doch beizustehen, in der Ueberzeugung, daß diese Menschen ihm ohne Gottes Willen kein Leid zufügen dürften. In der Hütte angekommen setzte sich Mapasa neben den Missionar, ein Theil der Krieger lagerte sich auf dem Boden umher, die andern besetzten die Thüre. Alle hielten ihre Assagais, die Spieße jener wilden Völker, vor sich. Als Lemmerz diesen schauerlichen Auftritt späterhin in seinem Lebenslaufe erzählt, fügt er bei: „Dank sei es meinem lieben himmlischen Vater, der über mir, seinem ärmsten Kinde mit zärtlichem Erbarmen wachte, Keiner durfte mich antasten." Endlich begann Mapasa: „Ich komme, um zu fragen, warum die Dragoner mir mein Vieh genommen und dem Schelilla gegeben haben?" Lemmerz erwiederte: „Wir sind in der Sache völlig unwissend gewesen und haben nichts mit der Sache zu thun gehabt." Zugleich erklärte er ihm, wie früher schon seinem Vater, daß die Missionare nach den Vorschriften des Evangeliums sich nicht in obrigkeitliche Angelegenheiten mischten. Mapasa wollte dies nicht gelten lassen und machte allerlei Einwendungen. Sein Herz war noch voll Groll, aber Schwester Lemmerz, die in der Nebenkammer Alles hörte, seufzte für die Erhaltung des Lebens ihres Mannes, und er selbst rief in der Stille denselben Heiland an, ihn aus

den Händen dieser gräulichen Unholde zu erretten. Da trat plötzlich eine unerwartete Hülfe ein, Mapasas Sinn änderte sich, daß er seinen Leuten befahl, sich zu entfernen, und Wilhelmine, die den Mapasa schon von früher her wohl kannte, kam in die Stube, trat zwischen ihn und Bruder Lemmerz. „Wie unterstehst du dich," redete sie ihn ohne Furcht an, „auf solche Weise in dies Haus zu dringen?" Darauf entfernte er sich stillschweigend und ging zu seinem Vater, welcher in der Nähe jenseits des Klipplats seinen Aufenthalt gewählt hatte.

Die Versammlung, die nun abgehalten wurde, war eine Andacht des Lobes und des Dankes gegen den HErrn, welcher eben seine Wunderhülfe an dem Pilgergemeinlein bewiesen hatte. Auch mehrere Heiden wohnten bei, aber spotteten hernach, indem sie sagten: „Warum wendet ihr euch denn an euren Gott, da ihr euch doch in unsern Händen befindet?" Sie gingen nicht fort, sondern verlangten Essen und übernachteten sogar bei den Brüdern. Mapasa selbst schickte Tags darauf ein Stück Fleisch zum Zeichen, daß er Frieden halten wolle. Die Brüder aber baten ihn, zu kommen, um von ihm selbst zu vernehmen, wie er gegen sie gesinnt sei. Einige Tage nachher kam er dann auch wirklich mit seinen Räthen und etlichen Kriegern, und mußte hier endlich eingestehen, daß er neulich Böses im Sinne gehabt hatte.

Zwischen den beiden feindseligen Tambukkistämmen kam einige Zeit nachher eine Aussöhnung zu Stande. Die Regierung aber bedeutete ihnen, sich in Zukunft still und ordentlich zu verhalten, indem sonst strengere Maßregeln gegen sie ergriffen werden müßten. So durften die Brüder hoffen, in ungestörter Ruhe arbeiten zu können. Das geschah denn auch und sie machten erquickliche Erfahrungen. Das erste Grün des ausgestreuten, unvergänglichen Samens trieb hervor. Als ein Tambukkiknabe, Namens Umhleba, gefragt wurde, ob er den Heiland lieb habe? erwiederte er: „Ja, ich möchte Ihn

gerne lieb haben!" Ein anderer, Niewe, antwortete auf dieselbe Frage: „Warum sollte ich Ihn nicht lieb haben, da Er mich ja gemacht hat?" und: Ob er auch zu Jesu bete? „Ja, das thue ich. Seit ihr mir gesagt habt, daß ich dies thun soll, unterlasse ich's keinen Tag." Am zweiten Ostertage konnte sogar schon ein größeres Mädchen getauft werden. Die heilige Handlung geschah in Gegenwart des alten Bowana und seiner Angehörigen. Die Brüder sprachen sehr ernst zu den Heiden. Und ihre Worte waren bei dieser und andern Gelegenheiten nicht umsonst. Es zogen sich immer mehr Tambukkis an den Klipplat, und Aeußerungen fielen, aus denen die Brüder sahen, daß es manchen derselben wirklich darum zu thun war, den Heiland als ihren Seligmacher kennen zu lernen.

Wir haben aus jener Zeit das Zeugniß eines bewährten Mannes, der auf das Bitten der Pilger am Klipplat dieselben mit einem Besuche erfreut hat. Es ist der schon genannte Bischof Hallbeck. Sein Brief ist vom 3. Juni 1829. Derselbe schildert zunächst das Aeußere dieser Oase in der Wüste. Da fielen ihm denn vor Allem die 10 Morgen Landes auf, welche durch die Vorsorge der Brüder bewässert werden konnten. Weizen, Gerste, Kartoffeln, Kohl, Welschkorn und Kürbisse durften sie einheimsen. Die Tambukkis sahen mit Augen, welche Vorzüge der Ackerbau vor dem Hirtenleben hat. „Unser Vieh," sagten sie, „können die Fetkannas wegtreiben, unsere Gärten aber müssen sie stehen lassen. Diesen Platz werden wir nie verlassen." Aber auch die Weide war vortrefflich. Die fetten Heerden von Rindvieh, Schafen und Ziegen waren der beste Beweis. Es wohnten als Hallbeck seinen Besuch dort machte, 113 Tambukkis, Maatatees und andere, nebst 43 Hottentotten daselbst. Die Tambukkis kampirten in bienenkorbähnlichen Hütten, die Hottentotten aber hatten dachförmige Wohnungen. Die Geschwister besaßen außer der Kirche 6 Häuser von gleicher Bauart,

Als Hallbeck am Klipplat weilte, waren schon zwei eingeborene Frauen getauft, darunter die Mantatee Salome ihm zur Freude und Erbauung gereichte. Sowohl in den Versammlungen, als bei Privatgesprächen flossen immer ihre Augen über, und sie gab Hallbeck mit hohem Ernste die Hand mit dem Bekenntnisse, daß sie von nichts anderm wissen wolle, als ein Eigenthum Jesu zu bleiben. Wie ihre Landsleute, kam sie fast ganz entblößt an den Klipplat, und nun hatte sie sich durch ihren Fleiß soviel erworben, daß sie nach europäischer Weise anständig gekleidet war. Auch die jungen Männer hatten die Freude sich durch ihrer Hände Arbeit Kleidungsstücke erwerben zu können. Ueberhaupt zeigte sich eine Willigkeit dem Worte Gottes gemäß zu leben. Sechs Personen waren als Tauffkandidaten im Unterrichte und 19 Kinder besuchten die Schule. An einem 7jährigen Mädchen hatte Lemmerz eine große Freude. Ihre Augen funkelten vor Lernbegierde, er schreibt, er habe in Europa und in Afrika nichts Gleiches gesehen. Der Wandel der Hottentotten und besonders der Abendmahlsgenossen war erbaulich und die Dollmetscher achteten es für Gnade, am Werke des HErrn arbeiten zu dürfen. Auch die Missionare boten das Bild einträchtiger Geschwister dar. Sie konnten nicht genug ihren Dank dafür aussprechen, daß der HErr sie gewürdigt habe, sobald schon Früchte ihrer Arbeit und ihres Gebets erleben zu dürfen. Nur ein Mißton fand sich vor, den theuren Bruder Lemmerz traf Hallbeck bedenklich krank. Schon seit Anfang des Jahres hatten sich seine alten Gichtleiden geregt, und jetzt mußte er schon seit mehreren Wochen unthätig die Stube hüten. Der Arzt am nächsten Militärposten ertheilte den Rath, den Kranken aus dem rauhen Klima in ein milderes zu versetzen. Da war nichts anderes zu thun, als ihn nach dem milden Enon zu thun. Hier arbeitete ein tüchtiger Missionar, Halter, der ganz für den Posten am Klipplat paßte. So müssen wir denn einstweilen von dem jungen Ackerfeld

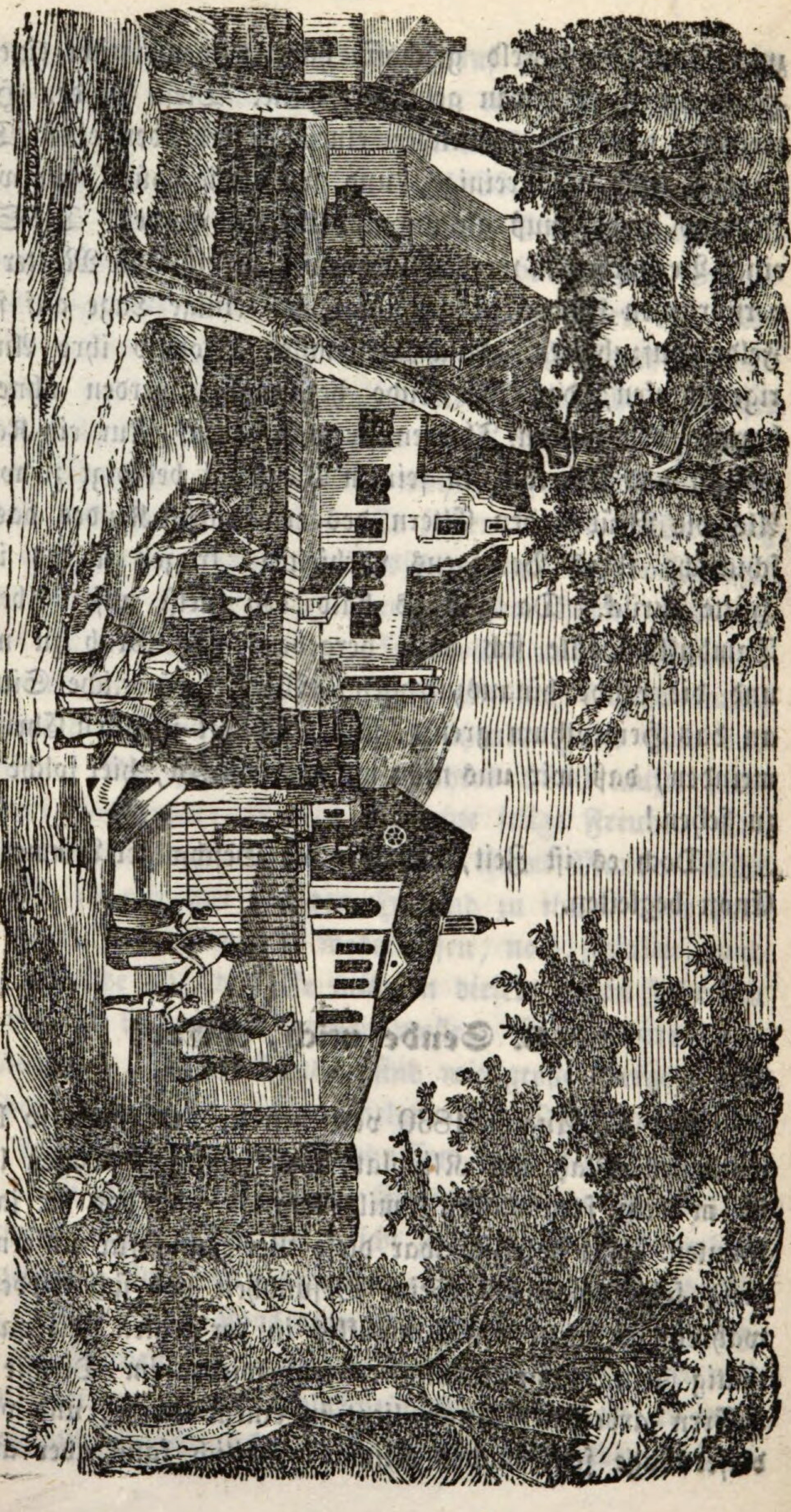
scheiden und unsern theuern Lemmerz auf seiner Wanderschaft begleiten. Ehe wir dies thun, können wir nicht umhin noch Einiges aus der letzten Arbeit des lieben Bruders zu erzählen, welcher noch bis ins nächste Jahr 1830 ausharren mußte. Die Brüder hatten, weil ihr bisheriges Versammlungshaus zu klein geworden war, ein größeres erbaut. Als Bruder Hallbeck abgereist war, im August weihten sie es ein. Es war ein rechter Festtag für sie, und die Festfreude um so größer, da sechs Tambukki-Familien als Miteinwohner gerührt und andächtig der Feier beiwohnten. Und ebenso lieblich wurde auch das Christfest gehalten. Es wohnten so viele Tambukkis an, daß das Haus sie nicht alle fassen konnte. Wie ganz anders war der diesmalige Jahresschluß, als der vorjährige! Damals wohnte kein einziger Tambukki bei ihnen, und jetzt so viele! Sie konnten sagen: „Sie wollen nun!" Während ringsherum Blutvergießen und Raub an der Tagesordnung war, hielt der HErr selber Seine schützende Hand über das Gemeinlein. Am Heidenfeste des Jahres 1830 taufte Lemmerz zwei Heidinnen; es war ihm eine selige Freude. Die lieblichsten Aeußerungen hörte man aus ihrem Munde. Eine sagte: „Es ist mir nur um den Heiland zu thun. Vor Verlangen nach Ihm kann ich weder essen, noch schlafen, und sehnlich wünsche ich, daß Er mich in diesem neuen Jahre zu seinem völligen Eigenthum machen wolle." Eine andere Tambukkin äußerte: „Meine Sünden sind wie große Berge. Ach möchte der Heiland sie doch wegnehmen!" Doch mußten die Brüder bei allen lieblichen Erlebnissen auch die Erfahrung machen, daß die Befestigungen Satans, welche er sich im Heidenthume aufgethürmt hat, nicht so schnell und leicht erobert und abgetragen sind. Ein dreijähriges Kind einer Tambukki-Familie, welche am Missionsorte wohnen durfte, erkrankte heftig. Als es am Sterben lag, wurde es von seinen Angehörigen aus der Hütte getragen, und wahrscheinlich würden sie es nach dem abergläubischen Brauche der Tambukkis den wilden Thieren

zum Raube ins Feld geschafft haben, wenn nicht einer der Hottentotten sie daran gehindert hätte. Diese blinden Heiden meinen, daß jeder, welcher einem Sterbenden einen Dienst erweise, sich verunreinige, und selbst die Hütte, in welcher Jemand stirbt, muß als unrein verbrannt werden. Die Sachen eines Verstorbenen werden weggeworfen, und die Mutter eines verstorbenen Kindes ist genöthigt, sich einige Tage auf freiem Felde aufzuhalten. Auch Erwachsene, sobald ihre Angehörige merken, daß ihr Ende herannaht, werden ohne Erbarmen den wilden Thieren Preis gegeben. Nur ein Kapitän genießt das Vorrecht, in seinem Viehkraal beerdigt zu werden. Als die Brüder den Eltern des erwähnten Kindes das Unschickliche ihres Betragens vorhielten, trugen sie es in die Hütte zurück. Da gab es bald den Geist auf. Aber kein Tambukki wollte sich dazu hergeben, das Grab zu machen und die Leiche hinauszutragen. Wieviel väterliche Sitte, die an das Heidenthum grenzt, findet sich oft in alten Christengemeinden, daß wir uns nicht wundern dürfen, hier solche Dinge zu sehen!

Doch es ist Zeit, daß wir die Geschwister Lemmerz nach Enon begleiten.

8. Sende mich, HErr!

Am 17. August 1830 verließen sie den ihnen so lieb gewordenen Platz am Klipplat, und in zwölf Tagen langten sie in dem freundlichen, milden Enon an, das sie ja schon kannten. Und wirklich war diese Versetzung für unsern Lemmerz sehr gesegnet. Seine Gesundheit hob sich wieder, und während er unter den Tambukkis in der letzten Zeit ganz unthätig sein mußte, konnte er jetzt wieder im Dienste seines HErrn arbeiten. Enon liegt in einem Thale, und verdankt dieser Lage sein mildes Klima. Freilich kann aber auch die



Grönekloof.

Hitze sehr groß werden. Gerade im Dezember dieses Jahres stieg sie auf 34 Grad. In jenem Sommer war überhaupt eine solche langwierige Hitze daß man auf den Feldern keinen Grashalm mehr sah. Da erbarmte sich der HErr und schickte im Oktober einen durchdringenden, zwei Tage lang währenden Regen. Auf einmal glichen die Felder wieder einer schönen Wiese. Doch kehrte die Hitze zurück. Ein Hottentotte von Enon reiste deßhalb des Nachts. Aber was geschah? Vier Wölfe begegneten ihm, sie hätten ihn auch wohl zerrissen, wenn er nicht auf einen nahen Baum geklettert wäre, und dort bis zum Morgen gewartet hätte, wo dann die Thiere sich entfernten. Die Gemeinde stand damals in einem guten Zustande. Es fielen öfters liebliche Aeußerungen. Einmal sagte ein Hottentotte: „Mein Verlangen geht dahin, im Geiste mehr auf Golgatha zu sein. Da finde ich alles, was ich bedarf, um dem Heilande zur Freude zu sein.“ Ein andrer: „Ich kann den Heiland im Glauben an mein Herz drücken als meinen besten Freund, der die Liebe selber ist und ohne den ich nicht leben kann.“ Die Eltern Enons hatten die größte Freude daran, daß ihre Kinder die Schule besuchten. Schon wenn sie der Schule entwachsen waren, sollten die Missionare sie doch immer noch behalten. Fand eine Prüfung statt, so konnte man sich nur über die Fortschritte freuen. Es kamen aber auch Fälle vor, daß Hottentotten aus der Gemeine ausgeschlossen werden mußten. Einer wurde wegen seines schlechten Betragens ausgewiesen, und sank nun so tief, daß er sich eines Diebstahls schuldig machte. Man zog ihn gefänglich ein und verurtheilte ihn zu 3jähriger Kettenstrafe. Zum warnenden Exempel mußte er zu Enon in Gegenwart der obrigkeitlichen Personen eine körperliche Züchtigung erdulden. Die Brüder schreiben: „das war für uns ein schmerzlicher Umstand.“

Kaum hatte Lemmerz sich in seinem Enon wieder etwas eingearbeitet, so kam zu Anfang des Jahres 1832 der Ruf des HErrn an ihn, sich nach Grönekloof zu begeben. Da

wars ihm, so wie seiner lieben Ehehälfte: „Seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken!“ Lieber wären sie wieder an den Klipplat zu ihren Tambukkis zurück gegangen, und doch, weil sie an den rechten Gehorsam gewöhnt waren, fühlten sie keine Freudigkeit, den Ruf abzulehnen. Er sagt selber, daß seine Bitte dahiu gerichtet gewesen wäre, immer kleiner in seinen eigenen Augen zu werden, und den Seelen die große Sünderliebe Jesu anzupreisen. Die Geschwister Lemmerz langten schon Ende April an ihrer neuen Station an. Lemmerz besorgte auch hier wieder die Schule, wir wissen schon, mit Liebe und Treue. Aber die Kinder liebten ihren Lehrer herzlich. Als er am 9. August 1834 seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, stimmten 90 Kinder mit ihren hellen Stimmen ihrem lieben Lehrer den Segen des HErrn an. Wir können auch daraus schließen, daß Grönekloof schon eine größere Hottentottengemeine war. Am Ende des Jahres 1834 bestand sie aus 668 Personen. Eine solche Gemeine, die in christlicher Zucht und Ordnung steht, nimmt einen ruhigen Verlauf. Lemmerz erzählt in seinem Lebenslaufe wenig aus seiner dortigen Wirksamkeit. Als er nach Grönekloof kam, war Bruder Clemens Vorsteher. Dieser hatte öfters Steinschmerzen, und gegen Ende des Jahres 1855 fühlte er Gicht in Händen und Füßen. Man ließ ihm alle ärztliche Pflege angedeihen, aber weil er wünschte, auch den Bruder Hallbeck zu sprechen, so ließ man es diesem sagen, aber noch ehe dieser angekommen war, hatte der Kranke schon vollendet. Gerade zwanzig Jahre hatte Clemens dem HErrn in Südafrika gedient. Oft hatte er den Wunsch geäußert, bei seinen lieben Hottentotten begraben zu werden. Das war nun geschehen. Er ist der erste europäische Bruder, dessen Gebeine auf dem Gottesacker von Grönekloof ruhten. Lemmerz trat nun als Vorsteher an seine Stelle. „Wiewohl wir uns“, schreibt er späterhin, „zu diesem wichtigen Auftrag untüchtig fühlten, so schenkte uns doch der Heiland Freudigkeit, denselben im Vertrauen auf Ihn anzunehmen. Und zu seinem Preise kann

ich sagen, daß Er sich zu uns bekannt hat.“ Er durfte die Freude erleben, daß auch in Gröneklooſ, so wie auf den übrigen Stationen, das Hundertjährige Jubelfest der Mission der Brüdergemeine in Südafrika gefeiert wurde. Lob und Dank herrschte in Gröneklooſ. „In diesen Tagen,“ schreibt er, „war es deutlich wahrzunehmen, daß der HErr in unsrer Mitte wandelte.“ Daß in einer Gemeine wie Gröneklooſ, die das Bild eines geordneten Gemeinwesens darbot, keine besondere Ereignisse eintreten, wie etwa auf der Station am Klipplat, läßt sich begreifen. Da geht Alles seinen stillen Gang, und das Leben eines solchen Friedenskindes, wie Lemmerz, war verläuft sich ebenfalls ruhig. Seine Frau, die im Jahr 1838 schon 61 Jahre alt war, arbeitete immer noch rüstig fort, doch fühlte sie ihre Jahre. Und von sich schreibt er damals: „Mir hilft der HErr von einem Tag zum andern durch. Wiewohl ich mich täglich ungeschickt fühle zu Allem, was ich zu thun habe, so ist es mir doch Gnade und Seligkeit, in diesem Posten dem HErrn dienen zu dürfen.“ Er hatte sich recht an seine lieben Hottentotten in Gröneklooſ gewöhnt und wäre gerne noch lange hier geblieben, da gelangte, ihm ganz unerwartet, im Anfang des Jahres 1839 der Ruf an ihn, in Gnadenthal das Haushaltungswesen zu übernehmen. Im Reich Gottes muß eines jeden Dieners Christi Loosung sein: „Sende mich, HErr.“ So stand es auch bei Lemmerz. Aber kaum war er in Gnadenthal, so traf die Nachricht ein, daß der Vorsteher von Enon. Bruder Halter, das Zeitliche gesegnet habe. Wen sollte man dahin senden? Da paßte Niemand besser hin, als unser Lemmerz. „Da wir schon zweimal in Enon gewohnt hatten,“ schreibt er, „und mit Liebe an dieser Gemeine hingen, so nahmen wir diesen Ruf mit Freuden aus der Hand des HErrn an.“ Am 1. November verließ er Gnadenthal und kam am 29. November gesund und wohlbehalten mit seiner Ehehälfte in Enon an. „Aber ach“, schreibt er, „welch ein Anblick für uns, da wir Enon erblickten und hineinfuhren!“ Drei Jahre lang hatte eine

versengende Dürre jene Gegend fast zu einer Wüstenei gemacht. Die Bewohner Enons hatten sich wegen Nahrungslosigkeit großen Theils hinweggezogen. Säen und Pflanzeu kannten sie nicht, und die Bauern der Umgegend waren so arm, daß sie nichts zum Verdienen geben konnten. Mehrere Häuser standen gar nicht mehr, und die noch stehenden waren baufällig, weil seit der dürren Zeit kein Deckgut für die Dächer gewachsen und kein Wasser vorhanden war, um Lehm anzumachen. Die Missionsgebäude waren in einem üblen, heruntergekommenen Zustande. Auch auf den innern Gang der Gemeinde übte diese Zeit der Noth einen nachtheiligen Einfluß aus. Die Zahl der Gemeineglieder hatte abgenommen. Solche Zerstörung machte dem lieben Bruder vielen Kummer, aber er verzagte nicht, sondern griff im Namen des HErrn sein Tagewerk an. Seine ernsten, liebreichen Ermahnungen fanden Eingang. Die Eltern schickten ihre Kinder wieder fleißig zur Schule und sie selbst sprachen sich bei verschiedenen Gelegenheiten so aus, daß Lemmerz wohl sah, der HErr habe noch immer sein Feuer und seinen Heerd in Enon. Viel wurde um den heiligen Geist gebetet, und die verirrten Schäflein kamen nach und nach zurück. Lemmerz griff auch im äußerlichen ein, und im Januar 1840 konnte er schreiben: „Unser Fluß läuft seit Mai schön und wir haben seit der Zeit und erst vor Kurzem gesegnete Regen gehabt. Darum steht in unsern Gärten Alles schön, und es ist auch Gras für das Rindvieh vollauf da. Doch sehen wir die traurigen Merkmale von der Dürre der drei Jahre selbst am Witterevier. Die großen, sonst so schönen Gelbholzbäume, die das ganze Jahr hindurch grün waren, eine wahre Zierde von Enon, deren Schönheit jeder Reisende der hieher kam, bewunderte, stehen sämmtlich vertrocknet da und fallen jetzt sehr geschwind um, einer nach dem andern. So ist alles vergänglich!" Nur das Wort Gottes ist nicht vergänglich. Und das bewies seine Gotteskraft auch in Enon. Damit es solche Wirkung habe, fährt der HErr öfters mit dem Pfluge

seiner Gerichte über den Herzensboden der Menschenkinder. So ging es in Enon. Eine Heimsuchung haben wir schon beschrieben. Eine andere schwere Trübsal war die Blatternkrankheit, welche durch einen fremden Hottentotten nach Enon verschleppt worden war. Nur wenig Erwachsene blieben verschont, zwanzig Personen wurden von dieser bösartigen Krankheit hinweggerafft. Man konnte die armen Kranken nicht ohne Entsetzen und Mitleid ansehen. Dazu kam noch der andere Uebelstand, daß sie nichts zu essen hatten. Aber die Missionare thaten ihre hülfreiche Hand auf. Viele kamen zum Nachdenken über sich selbst. Lemmerz, der Kinderfreund, wie wir ihn schon kennen, arbeitete wieder in der Schule. „Die Kinder machen mir," schreibt er, „durch ihren Eifer im Lernen und ihre kindliche Freundlichkeit und Einfalt Freude."

Sechs Monate hatte die Blatternkrankheit gehaust. Es wären gewiß noch mehr Leute davon ergriffen worden, und noch mehr daran gestorben, wenn die Missionare nicht fast die Hälfte der Gemeinde, hauptsächlich Kinder und junge Leute geimpft hätten. Nur die, bei welchen das Impfen nicht recht gewirkt hatte, wurden von den rechten Blattern befallen. Aber am 2. Juni 1841 konnte Enon ein Dankfest für die Befreiung von dieser häßlichen Krankheit feiern. Lemmerz mußte aber noch einen schweren Verlust erleben. Schon im Februar dieses Jahres wurde sein lieber Mitarbeiter, der Missionar Hoffmann von heftigem Seitenstechen mit Fieber und Kopfweh befallen, so daß es Lemmerz gleich bedenklich erschien. Alle zu Gebot stehenden Mittel wurden angewendet, aber es stellte sich bald heraus, daß eine Auszehrung im Anzuge war. Das ging so bis in den Juni hinein. Am 10. Juni hielt der liebe Bruder sein Ende für nahe, und wünschte, zu seinem Heimgange eingesegnet zu werden. Es geschah, aber seine Stunde hatte noch nicht geschlagen. Dem Kranken wollte die Wartezeit fast zu lange werden. Doch es gibt ja ein seliges Endlich. Dieses kam zu seiner Freude am 3. Juli. Ueber

23 Jahre hatte der 58jährige Hoffmann in Südafrika mit Treue gedient. Zu diesem schmerzlichen Verluste, den Lemmerz mit ganz Enon fühlte, kam noch eine andere Trübsal, daß auch das Jahr 1841 sich nicht gut anlassen wollte. Die Hitze war groß, es fiel wenig Regen, und der Fluß versiegte allmälig. Da mußten viele Enonsleute ihr Brod in der Ferne suchen, was seine großen Nachtheile hatte. Doch als die Weihnachtstage gefeiert wurden, siehe da erschienen Viele, um sich zu erbauen. Ueberhaupt wenn auch viel zu wünschen übrig blieb, fand doch Lemmerz beim Sprechen der Abendmahlsgenossen, daß sie den Grund, der unsern Anker ewig hält, gefunden hatten und festhielten. Namentlich machte ihm die Jugend große Freude.

Schon zehn Jahre war es, daß Lemmerz den Missionsposten, der jetzt den Namen Silo trug, nicht mehr gesehen hatte. Wie oft mögen seine Gedanken dort geweilt haben. Aber auch in Silo gab es Herzen, die sich seiner gerne erinnerten. Da erhielt er auf einmal im November 1841 eine Einladung, in Silo einen Besuch zu machen. Am 7. Dezember langte er daselbst an. „Es war mir,“ schreibt er, „angenehm diesen Ort, wo ich vor 13 Jahren die Gnade hatte, den Anfang mit machen zu dürfen, nach 10 Jahren wieder zu sehen, und die Gemeine nahm mich in Liebe auf.“ Es war ein Besuch, der ihm selber, wie er bekennt, zum Segen und zur Erbauung gereichte, aber auch den Bewohnern Silos war seine Predigt, die er dort hielt, gewiß eine Erquickung. Als er am 13. Dezember Abschied nahm, sagte Bruder Bonatz, der als ein tüchtiger Missionar und Vorsteher in Silo arbeitete, zu ihm: „Es ist mir so, als würdest du bald wiederkommen und meine Schule hier übernehmen.“ Es war eine Ahnung des lieben Bonatz, die einige Monate nachher wirklich in Erfüllung gegangen ist, denn Lemmerz erhielt wirklich einen Ruf nach Silo.

9. Silo.

Wir begleiten die Geschwister Lemmerz auf ihre letzte Station, denn als sie von Silo wieder aufbrechen müssen, geschah es, um Afrika zu verlassen und in unserm Europa auszuruhen. Unser Johannes war überhaupt bereits zu dem Alter gelangt, in dem die Kräfte anfangen abzunehmen; aber mit jugendlichem Eifer stellte er sich noch einmal in den Weinberg, welcher jetzt zu einem schönen, großen Gartenlande geworden war. Schon zu Ende des Jahres 1838 faßte Silo 600 Einwohner. Nur müssen wir nicht glauben, daß dies Alles bekehrte Heiden gewesen sind. Aber die erfreuliche Erscheinung muß hier erwähnt werden, daß diejenigen Tambukkis, welche das Evangelium angenommen hatten und zur Taufe gekommen waren, auch fest blieben. Vom Jahr 1833 bis 1838 kam kein einziger Fall vor, daß die Brüder einen Getauften hätten ausschließen müssen. Dagegen klagte Bruder Bonatz, der treue Missionar der Tambukkis, manchmal, daß sie einen großen Hang zur Selbstzufriedenheit besitzen. Wir wissen von ihnen schon, daß sie ein Nomadenvolk sind. Dieser Stand war besonders der Schule hinderlich, und auch der regelmäßige Kirchenbesuch litt darunter Noth. Ebenso klagen andere Missionare, namentlich unter den Kaffern, viel über dieses unruhige Wanderleben. Doch gewöhnten sich die Tambukkis nach und nach an die Bearbeitung des Bodens. Im Jahre 1838, das wir schon nannten, waren ihre Arbeiten so reichlich gesegnet, daß man den Nutzen des Feldbaues mit Händen greifen konnte. Wie erstaunten sie erst, als die Brüder die Mühle fertig hatten! So etwas hatten sie noch nie gesehen. „Viele schlugen," schreibt Bonatz, „vor Verwunderung auf ihre Brust, Andere legten die Hand auf den Mund und Einige riefen aus: Nun sehen wir, daß ihr Alles könnet, und daß Alles euch gehorchen muß. Sogar das Wasser zwingt ihr, für euch zu arbeiten." Eine Schmiede errichteten

in jenem Jahre die Brüder ebenfalls und vollendeten ein Haus. Es gestaltete sich in der Wüste ein Garten Gottes in jeglicher Beziehung. Und in diesen ihm so lieben Garten durfte noch einmal Lemmerz eintreten, sich mitfreuen und arbeiten. Am 17. Juni 1842 verließ er zum dritten und letzten Male sein ihm so lieb gewordenes Enon. Um diese Zeit wintert es in Afrika, und die Reise von Enon nach Silo geht über hohe und steile Berge und fast ungebahnten, schlechten Wegen. Da kann man die Nächte nicht in einer guten, warmen Herberge, wie bei uns zubringen, sondern muß auf freiem Felde kampiren. Und die afrikanischen Nächte thun wegen ihrer Kälte recht wehe. Wie dankten die Geschwister Lemmerz dem HErrn, als sie nach 8 Tagen das Ziel ihrer Reise glücklich erreicht hatten! Und eine besondere Erquickung war es für den Bruder, daß er unter den seiner Pflege Befohlenen so viele liebe alte Bekannte und meistens auch noch die fand, welche mit ihm zuerst am Klipplat sich niedergelassen hatten. Ein wahrer Festtag für ihn war der 2. Oktober, an dem 5 Personen die heilige Taufe empfingen. Es flossen über die schwarzen Gesichter viele Liebesthränen. Lemmerz taufte eine Fingu- und eine Kafferfrau. Als er mehrere Jahre nachher seinen Lebenslauf verfaßte, sagt er davon: „Noch da ich dieses schreibe, sind meine Augen voll Liebes- und Beugungsthränen darüber, daß ich wieder sehen darf, was der HErr auch an diesen Seelen thut. Dabei wurde ich kräftig erinnert an die erste Taufhandlung hier vor 13 Jahren, auch an einer Fingufrau. Denn damals vor 14 Jahren ging ich mit dem Sinn hierher: „Wenn ich nur eine Seele dem Heiland zuführen kann, so ist mir's Lohn genug. Und nun wird mir wieder in meinen alten Tagen diese Gnade hier zu Theil." Auch Bruder Bonatz schrieb um jene Zeit Briefe voll Dank über das fortschreitende Werk des HErrn in Silo. Das machte ihm Hoffnung, „daß der HErr, wenn es seine Stunde ist, seinen Geist auch über dieses noch in Finsterniß liegende Volk ausgießen wird. Und

in der That können wir ja jetzt schon den Odem des HErrn verspüren, der hie und da Leben in den todten Heiden schafft." Er hatte damals zwei Confirmanden im Unterricht, denen er das Zeugniß ausstellte: „Sie leben ganz im Umgang mit dem Heiland, und ihre größte Sorge ist, nur ihm zu gefallen. Der Friede Gottes strahlt aus allen ihren Mienen."

Wir müssen doch einen Blick auch in das Aeußere dieser Gemeine thun. Wenn bei uns der harte Winter im Januar die Erde mit Eis und Schnee bedeckt, so erlebt man in Südafrika oft den heißesten Sommer. So hatte Silo im Januar 1841 eine Hitze von 36 Grad. Wenn dann kein Regen dazwischen hineinfällt, so sieht das Land wie ganz verbrannt aus. Nicht die geringste Spur von Grün zeigt sich. Silo liegt auf einer großen Fläche in der Höhe, umgeben von zackigen, von dem Zahn der Zeit zerfressenen Felsmassen. Zwischen diesen Felsen wachsen hie und da Dornbüsche und die Aloe. Wie in dieser traurigen Bergwildniß täglich 600 Menschen ihren Unterhalt finden können, scheint ein Räthsel, aber es löst sich bald auf, wenn man auf die nächste Umgebung sein Auge richtet. Da liegen, wie eine Oase in der Wüste, die schönsten Felder und Gärten, die sich eine halbe Stunde lang an dem wasserreichen Klipplat hinziehen. Hier baut man Weizen, Gerste, Haber, Mais, Kafferkorn, Bohnen, Erbsen, Melonen, Kürbisse und andere nützliche und köstliche Feld- und Gartengewächse. Sie gedeihen vortrefflich, und der Eigenthümer wird für seine Mühe, die ihm die Pflege des Feldes und das Verscheuchen der Vögel und Heuschrecken verursacht, reichlich entschädigt. Ein Hausvater kann mit seiner Familie das Jahr hindurch in Ueberfluß leben, wenn er häusliches Wesen und Wirthschaftsgabe versteht und übt. Bekanntlich verstehen das viele Leute nicht, es muß Alles von Hand zu Mund gehen. So auch die Hottentotten. Wenn sie eine gute Loosung gehabt haben, so können in ein Paar Tagen ein Paar hundert Gulden für Kaffee, Thee, Zucker

und Kleider durchgeschlagen werden. Gerade im Winter 1841 hatten sie eine reiche Ernte. Es war alles auf den Feldern und Tennen beschäftigt. Da schneiden einige das Getreide ab, Andere bringen es auf Wagen an die Orte, an denen es ausgetreten werden soll. Männer und Weiber laufen in buntem, fröhlichem Gewirre durcheinander, und selbst die kleinen Kinder nehmen auf irgend eine Weise an der Arbeit thätigen Antheil, indem sie Kürbisse auf ihren Köpfen nach Hause tragen. Dort gibt es keine Scheunen wie bei uns. Das Getreide wird in großen Haufen bei den Tennen aufgestellt. In denselben, die vorher gereinigt und geglättet sind, wird das Getreide ausgebreitet und dann durch Pferde ausgetreten. Hierauf nimmt man das Stroh hinweg, und reinigt das Getreide durch werfen gegen den Wind von der Spreu. In den Viehkraalen wird nie eingestreut. Das Stroh, welches man zum Decken der Dächer gebrauchen will, befreit man von den Aehren auf eine einfache Weise, man schlägt sie eben ab. Das also gereinigte Getreide wird auf den Tennen gemessen und in große Säcke gethan, die man aus den Fellen der Ochsen, der Quaggas und der Antilopen verfertigt. Hat man dafür keinen Raum in den Häusern, so legt man sie unter freiem Himmel nieder. In einem Lande, wo es selten regnet, hat man nicht zu befürchten, daß es durch Feuchtigkeit Schaden leiden könnte. Die Tambukkis verwahren ihr Getreide in großen Gruben, die sie in ihren Kraalen graben. Oben ist die Oeffnung so klein, daß nur ein Kind hinuntersteigen kann, dann aber erweitern sie das Loch nach allen Seiten hin. Die Oeffnung wird geschlossen und mit Mist überdeckt, so daß ein Unbekannter nicht leicht ihren Naturkeller entdecken kann. Die größeren Feldfrüchte dagegen bewahren sie in besondern Vorrathshäusern auf. Die Missionare thaten, wie wir thun, sie schütteten ihr Getreide auf den Kornboden aus. Manchmal macht das jagdlustige Volk von Silo Streifzüge. Das sehen die Missionare nicht sonderlich gerne, denn die Jäger kommen meist

ganz verwildert wieder zurück. Sie darüber zu belehren, gehört fast unter die unmöglichen Dinge, indem ihnen das Herumschwärmen zur andern Natur geworden ist. Ist viel Regen da, so bleiben sie mit ihrem Vieh in Silo, aber sie ziehen auch wieder weiter, wenn das Grün durch die Hitze abstirbt. Seit dem Bestehen Silos hatte sich die schwarze Bevölkerung, die hauptsächlich Viehzucht treibt, gewiß schon zehn Male geändert. Der Eindruck, welchen sie durch die Predigt des Evangeliums empfangen haben, verwischt sich wohl nicht ganz, wenn sie wieder unter ihre heidnischen Landsleute kommen, aber sie ergeben sich dann auch aufs Neue den Werken der Finsterniß. Die Versammlungen werden von ihm sehr unregelmäßig besucht. Macht ihnen der Missionar darüber einen Vorhalt, so können sie fragen: „Hast du mich denn nicht gesehen? Ich komme ja immer." Wird er ärgerlich über solches Lügen, so suchen sie es wieder gut zu machen, indem sie sich in der Versammlung vornehin setzen und manchmal sogar fragen: „Hast du mich gesehen?"

Zwei Mal in der Woche hielten die Missionare Morgens Unterricht. Da stellten sie sich regelmäßiger ein, aber aus dem einfachen Grunde, weil ihre Namen in einem Buche eingetragen sind, vor dem sie einen gewaltigen Respekt haben, indem sie sagen: „Dieses Buch weiß alles! das sagt es dem Bonatz immer, wenn wir nicht kommen." Daß solche Dinge den Missionaren sehr schwer machen, läßt sich denken. Doch trösten sie sich wieder, wenn sie ihre getauften Leute ansehen, die im Ganzen einen guten Gang gehen.

Ein Kaffer, deren ja auch manche in Silo sind, ist schnell mit seiner Rüstung zum Kriege fertig. Das ist ein Werk von etlichen Minuten. Er wirft seinen Karoß um die Schulter, faßt seinen Bündel Assagaien und den von Ochsenhaut gefertigten Schild, hängt sich einen ledernen Sack mit ein wenig Taback und Brod um den Halz. So ist er zu einem langen, beschwerlichen Kriegszuge gerüstet, indem er sich darauf verläßt, in der Wüste Wild zu erlegen oder auch dem



Feinde Vieh stehlen zu können. Manche schmücken sich den Kopf mit Kranichflügeln, Reiherfedern oder Schwänzen von erlegtem Wild, um sich ein kriegerisches Aussehen zu geben. Mapasa, der nicht zufrieden war, daß die Missionare einen Geist des Friedens in ihre Gemeine zu bringen suchten, ließ von Zeit zu Zeit einmal die Bewohner Silos zu einem Feldzuge entbieten. Aber nur zur Täuschung, um zu sehen, ob sie wirklich auch kommen. Er verlangte dann nicht blos den Auszug seiner Tambukkis, sondern auch der Hottentotten, was ihm aber die Brüder geradezu abschlugen. So lagen für Silo in manchen Verhältnissen große Schwierigkeiten. Dahin darf man auch die Heuschrecken rechnen. Schon in den Büchern Mosis finden wir sie unter den schwersten Landplagen. Sie

kommen öfters, und dann ist in kurzer Zeit der gehoffte Erntesegen vernichtet, indem sie alle Pflanzen bis auf die Wurzel abfressen. Es war am 23. Februar 1841 Morgens gegen 11 Uhr da zeigte sich ein ungeheurer Heuschreckenschwarm. Die Luft verfinsterte sich, wie etwa bei einem dichten Schneefall zu geschehen pflegt, und das Rauschen ihrer Flügel verursachte ein dumpfes Getöse. Ihr Flug ging von Osten nach Westen ganz nach dem Wehen des Windes, von dem sie sich treiben lassen. Glücklicherweise ließen sie sich nicht in den Feldern und Gärten nieder. Dennoch war der Erdboden, wo sie sich niedergelassen hatten, buchstäblich wie überdeckt. Der Schwarm nahm eine Breite von mehr als einer halben Stunde ein. Da liefen denn die Kinder mit ihren langen Peitschen hinaus, um sie zum Weiterfliegen zu zwingen. Man mußte sich das Gesicht stets mit beiden Händen bedecken, weil sie gegen alles, was ihnen im Wege steht, auffliegen. Tausende von Beschädigten fallen fortwährend aus der Luft herab. Das ist nicht das einzige Geschäft der Kinder, die Heuschrecken hinweg zu peitschen. Wir haben schon gehört, wie sie bei der Ernte auf ihren Köpfen Kürbisse und andere Früchte nach Hause schleppen. Sie tragen auf dem Kopfe Wasser und jagen sogar einander, ohne das Wasser zu verschütten oder das Gefäß fallen zu lassen. An dieses Tragen von Kind auf gewöhnt erlangen die Weiber eine unglaubliche Stärke des Nackens. So gehen sie eine Stunde weit in die Dornklüfte und schleppen Holzlasten auf ihrem Kopfe, die wir kaum aufzuheben im Stande sind. Ueberhaupt liegen den Weibern fast alle Verrichtungen im Hause und im Felde ob. Sie müssen Holz holen, kochen und dürfen nur essen, was ihnen der Mann reicht oder übrig läßt, Sie müssen den Garten bestellen, die Kinder mit sich herumschleppen, die Vögel verscheuchen. Beinahe alles, was in der Wirthschaft vorkommt müssen sie thun. Die Männer begleiten nur das Vieh auf die Weide und melken. Höchstens helfen sie noch

das Gartenland umgraben. Und doch sind die Weiber bei aller Arbeit heiter und vergnügt. Diese Verhältnisse bessern sich, wenn sich die Leute unter den Einfluß des Evangeliums stellen. In Silo besorgten die Männer gemeinschaftlich mit den Frauen alle Feldarbeit. Sie verkürzen sich dann die Zeit durch fröhliche Erzählungen, denn sie sind ein heiteres Volk. Wer etwas Neues zu erzählen weiß, um den sammelt sich bald ein Haufe von Kindern und Erwachsenen.

Weil die Einwohner von Silo aus so verschiedenen Nationen zusammengesetzt sind, und sich die Hottentotten immer für besser zu halten pflegten, als die Tambukkis, Kaffern und Fingus, so arbeitete Lemmerz hauptsächlich darauf hin, die gegenseitige Bruderliebe zu befördern. Dazu trafen die Missionare manche Einrichtungen, die schon in andern südafrikanischen Gemeinen mit Erfolg bestanden. Die Kleinkinderschule erfreute den lieben Bruder besonders. Mehr als 80 Hottentotten- und Tambukkikinder im Alter von 2 bis 6 Jahren nahmen daran Theil. Sobald die Glocke ertönte, kam das Völkchen aus allen Häusern eilend in die Schule. Die Kleinsten, die noch nicht gut laufen können, werden von den Größern auf dem Rücken getragen. In wenig Minuten sind alle beisammen und die Schule kann ihren Anfang nehmen. Ueberhaupt war Silo im Zunehmen. Gerade im Juli, nachdem Lemmerz angekommen war, wurden 62 Tambukkis, Männer, Weiber und Kinder, als Einwohner aufgenommen. Freilich ist das Verlangen dieser rohen Heiden nach Brod meistens der erste Antrieb, aber die Noth macht auch ihre Herzen für das Gute öfters emgfänglich. So sagte einmal einer dieser Ankömmlinge: „Ich bin von den Fetkannas überfallen und meines Viehes beraubt worden. Jetzt komme ich an diesen Zufluchtsort, um hier zu sterben. Zuvor aber will ich gesund werden, denn mein Herz ist sehr krank, ich bin ein großer Sünder." Ein anderer äußerte: „Die Ohren hören, aber das Herz hört nicht. Dennoch gehe ich immer in die Kirche

auch am Abend, wenn es finster ist, und achte der Dornen nicht, die auf dem Wege liegen und meine Füße verwunden."

Um diese Zeit geschah es auch, daß sich für Silo ein Filial bildete. Vor mehreren Jahren waren nemlich mehrere Einwohner unzufrieden geworden und weggezogen, um anderwärts ihr Glück zu versuchen. Aber sie hatten sich getäuscht, und Viele kamen jetzt mit Thränen der Reue zurück und baten um Wiederaufnahme. Ihre Gärten und Ländereien waren inzwischen Andern übergeben worden. Und weil die Regierung nicht gerne sah, daß so viele Hottentotten in Silo wohnten, so schlugen die Missionare ihre Bitte ab. Jedoch hätten sie gerne das Wort Gottes gehabt, und entschlossen sich daher, eine Stunde von Silo eine Niederlassung zu errichten. Das Oertchen hieß Brakkloof. Sie durften von dort aus, als zur Gemeine gehörig, die Kirche in Silo besuchen und ihre Kinder in die Schule schicken. Es stellte sich aber heraus, daß die Alten und die Kranken den Weg nicht machen konnten. Deßhalb faßten die Missionare im Anfang des Jahres 1843 den Entschluß, alle drei Wochen den Gottesdienst in Brakkloof selber zu halten. Lemmerz machte den Anfang damit. Ueberhaupt arbeitete er überall rüstig. Als im November des eben genannten Jahres das neu erbaute Wohnhaus fertig geworden war, weihte er es feierlich ein, und das alte Wohnhaus wurde zur Kleinkinderschule hergerichtet. Sowohl die Tambukkis, als auch die Hottentotten nahmen innigen Antheil an der Feier. Ueberhaupt offenbarte sich unter solchen Tammbukkis und Fingus, die bisher gleichgültig gegen das Heil ihrer Seelen gewesen, eine heilsame Unruhe. An den Sonntagen Nachmittags sah man jetzt da und dort Häuflein von ihnen beisammen sitzen und sich über die gehörte Predigt unterhalten. Sie ermunterten sich einander der Sünde und dem heidnischen Wesen zu entsagen und sich dem auch für sie gekreuzigten Heilande zu ergeben. Sie verglichen ihren frühern heidnischen Zustand, da sie noch nichts wußten von dem Heilande, mit

dem jetzigen. Man hörte sie dann oft die Barmherzigkeit Gottes gegen sie preisen. Solche Erfahrungen gereichten den Brüdern zur Aufmunterung, und das war um so nöthiger, da es auch an Niederschlagendem nicht fehlte. Viele waren noch todt in Sünden, und wenn sie ermahnt wurden, zu bedenken, was zu ihrem Frieden dient, so hatten sie alle möglichen Entschuldigungen, unter andern auch die, welche man auch oft unter uns hören kann, daß sie nicht verstehen, was ihnen vorgetragen werde. Ebenso wenig erfreulich war das Benehmen jener Tambukkifrau. Ihr eilfjähriger Knabe war mit der fallenden Krankheit behaftet, und fiel einmal in solchem Zustand in das Feuer. Auf eine jämmerliche Weise kam er heraus. Die Mutter machte den Missionaren Meldung davon, aber zugleich bat sie um Erlaubniß, dieses Kind, welches doch keinem Menschen mehr ähnlich sehe, wegzuwerfen. Kann auch ein Weib ihres Kindes vergessen? Hier und in wie manchen Fällen haben wir die Antwort darauf. Die Missionare hielten ihr solche abscheuliche Gesinnung ernstlich vor, wie sichs erwarten läßt.

In einer neu aufblühenden Gemeine, wie Silo war, gibt es nicht lauter Freude, wie wir eben gesehen haben, sondern es wechselt damit auch das Leid, und dieses ist für Männer, wie Lemmerz, sehr schwer. Aber sie wissen auch, an wen sie sich zu halten haben. Auch ließ es der HErr der Kirche an mannigfachen Aufmunterungen nicht fehlen. So erhielten sie unter anderm im November des Jahres 1844 einen Besuch von zwei fremden Missionaren, darunter der liebe Missionar Arbausset von der Pariser Missionsgesellschaft sich befand. Er arbeitete mit andern in Moria unter der Suttu-Nation schon seit eilf Jahren und konnte nicht genug erzählen, welche erfreuliche Fortschritte dort das Missionswerk nahm. Er besuchte die Sutus in Silo, welche sich innig freuten, mit ihm in ihrer Muttersprache verkehren zu können. Auf seiner Rückkehr von der Kapstadt, wohin er in Missionsangelegenheiten gereist

war, sprach er wieder in Silo ein. Er hatte außer seiner Frau und drei Kindern noch eine Begleitung von eilf Personen, meist aus der Sutu-Nation bei sich. Das waren lauter bekehrte Leute, denen man ihre Liebe zum HErrn abfühlen, ja aus den Augen lesen konnte. Drei Söhne von Häuptlingen waren in der Kapstadt geblieben, um sich nützliche Kenntnisse besonders in den englischen Gesetzen zu erwerben und sie in der Folge unter ihren Landsleuten in Anwendung zu bringen. Zur Bestreitung der Kosten hatten sie von ihren Eltern und Landsleuten eine bedeutende Menge Rindvieh erhalten, um es auf der Reise zu versilbern. Bruder Arbousset erzählte, wie er erst vor Kurzem seine Gemeinde aufgefordert habe, zum Bau einer geräumigen Kirche Etwas beizutragen. Und siehe da, in kurzer Zeit brachten sie so viel Vieh und Getreide zusammen, daß mit dem Erlöse die Baukosten gut bestritten werden konnten. Noch wenige Jahre vorher waren die Sutus so tief in Aberglauben und Lastern versunken, daß viele von ihnen Menschen schlachteten und fraßen, weil sie sagten, das Menschenfleisch schmecke ihnen am besten. Als Arbousset zu ihnen kam, fand er noch überall Menschengebeine auf der Erde herumliegen. Und nach wenigen Jahren waren viele dieser Menschenfresser liebe Kinder Gottes geworden. Arbousset predigte auch in Silo, überhaupt bestand der liebreichste Verkehr zwischen ihm und seinem bekehrten Gemeinlein. Obwohl die Tambukkis eine andere Sprache reden, so konnten sie sich doch den Sutus verständlich machen. Als der Sohn eines Sutuhäuptlings einen Tambukki unbekleidet sah, sagte er zu demselben: „Du verstehst wohl noch nicht viel vom Wort Gottes, obgleich du so glücklich bist, es täglich zu hören, denn sonst würdest du nicht mehr so herum gehen." Der Tambukki entschuldigte sich mit seiner Armuth, die ihm nicht erlaube, sich Kleider anzuschaffen. „Das sollst du mir nicht sagen," erwiederte der junge Sutu, „sondern du hast Gott und Sein Wort noch nicht lieb." Die Brüdermissionare waren überzeugt, daß solches

und ähnliches Eingreifen der lieben Gäste seinen Segen haben werde. Sie mußten sehen, wie die sogenannten Regenmacher oder Zauberer, die so recht eigentlich im Dienste Satans stehen, einen unglaublich verderblichen Einfluß auch noch auf Silo ausübten. Das erlebten sie im Juni 1845, im Wintermonat Silos. Da herrschte viel Frost und es schneite zuweilen so, daß die Gegend einer europäischen Winterlandschaft ähnlich sah. Weil man dort keine Oefen in der Stube und keinen warmen Fußboden besitzt, so ist die Kälte um so empfindlicher. Das Vieh steht in einer Umzäunung, die dem Wind und Wetter ausgesetzt ist. Auch der Juli brachte noch Kälte. Das Gras verschwand so, daß das Vieh nur noch wenig Weide fand. Aus Mangel an Futter starben viele Schafe, andere magerten so ab, daß sie wie Gerippe aussahen. Im Anfang des August fiel etwas Regen, ohne aber den verdorrten Fluren durchgreifend aufzuhelfen. In der Zeit der Dürre hatte der finstere Häuptling Mapasa den Regenmacher kommen lassen, um ihn zu Rede zu stellen, warum er nicht regnen lasse? Dieser erklärte, ein Mann sei da, welcher den Regen aufhalte, er wohne in der Nähe von Silo. Mapasa solle es ihm verbieten, und ihm die Strafe auflegen, fünf Ochsen herzutreiben, dann werde Regen fallen. Gewöhnlich machen die Zauberer ihre Gaukeleien dann, wenn schwarze Wolken am Himmel stehen, und Regen vermuthen lassen. So mußte der Mann mit seinen Ochsen an einem Tage kommen, da aller Anschein zum Regen vorhanden war. Der gestrafte Mann wohnte allerdings in der Nähe von Silo, war aber von der Gemeine wegen einer Versündigung ausgeschlossen worden. Doch hatte er keine Ruhe und kam jeden Sonntag zur Predigt. Jedenfalls hatte er so viel Licht, einzusehen, daß diese heidnischen Gaukeleien nichts als Menschenmachwerk sind. Er kam also mit seinen fünf Ochsen auf den Platz des Häuptlings. Auf dem Wege dahin hatte er Gott angerufen, doch keinen Regen fallen zu lassen, damit die Heiden einsähen.

daß Er allein Macht habe im Himmel und auf Erden. Viele Tambukkis waren auf dem Platze erschienen, um zu sehen, wie der Regenmacher den Regen fallen lassen werde. Aber auf einmal vertheilten sich die schwarzen Wolken, es wurde wieder helle. Das brachte natürlich den Zauberer in große Verlegenheit. Der Tambukki blieb Sieger. „Seht", sagte er zu dem versammelten Volke, „da oben über uns wohnt ein Mann, Sein Name ist Tiro (Gott), der allein kann den Regen machen und Gras für das Vieh wachsen lassen. Diesen Tiro sollt ihr anrufen, der wird euch helfen. Jetzt könnt ihr sehen, daß euer Regenmacher nichts vermag." Darüber wurde der Zauberer so ergrimmt, daß er ihm mit Blitz drohte, welchen er werde auf ihn fallen lassen. „Es gibt keinen Tiro, welcher den Regen macht, sondern der Löwe, der Tiger, die Seekuh machen den Regen. Jetzt schlafen sie, wenn sie aber aufwachen, dann wird es schon regnen." Solchen Unsinn redete dieser Mann, und solchen vertragen die armen, finstern Leute.

Endlich half der HErr. Im September zog sich ein heftiges Gewitter zusammen und entlud sich unter furchtbarem Hagel und Regen, ähnlich einem Wolckenbruche. Das Wetter that an den Wasserleitungen großen Schaden, und die Küchengewächse, so wie die Weinstöcke litten recht Noth. Gesegneter war im Oktober die Witterung. Da fanden denn die zahlreichen Viehheerden reichliche Nahrung und gaben Milch in Ueberfluß. Gärten und Felder standen in voller Blüthe und versprachen reichen Segen. Zwei Jahre vorher hatte Silo eine so ergiebige Ernte gehabt, daß man sich nicht genug über den Segen Gottes wundern konnte. Zum Exempel, die Pfirsichbäume trugen eine solche Segensfülle, daß viele Aeste unter der Last der Früchte brachen. Obwohl die Bewohner des Orts essen durften und die Brüder viele trockneten, lag dennoch der ganze Missionsgarten voller Früchte die ungenützt verdarben. Damals hingen Trauben an den Weinstöcken, von denen viele über drei Pfund wogen. „Es kann," schrieben die Brüder

„im Lande Kanaan kaum fruchtbarer gewesen sein.“ Die Gegend glich einer üppig grünenden Flur, auf welcher über 3000 Stück Rindvieh die herrlichste Weide in Ueberfluß fanden. Wie kann doch die Wunderhand des HErrn eine dürre Einöde schnell in ein lachendes Paradies verwandeln! Und jetzt bot das Feld um Silo eine ähnliche Ansicht. Aber die Wünsche und die Gebete der Missionare ersehnten noch Besseres. Warum hatten sie sich denn in diese Wildniß herein begeben? Seelen wollten sie werben für den, welcher am Kreuze für die Sünderwelt gestorben ist. Und das hatte ihnen der HErr gelingen lassen, freilich nicht wie sie gerne gesehen hätten, nicht wie die französischen Missionare unter den Sutus es erlebten. Aber wenn wir an den Wunsch unsers Lemmerz denken, der sich auf den Gewinn auch nur einer einzigen Seele beschränkte, so konnte nun aus tiefstem Herzensgrunde gedankt werden. Es waren jetzt manche ernst gesinnte Seelen in Silo.

Ein Festtag war es für Silo, als eine neue Glocke von anderthalb Centnern, aus England angekommen war und mit ihrem hellen Tone die Gemeine zur Versammlung rief. Das bisherige Glöckchen hatte einen so schwachen Ton, daß es bei dem oft starken Winde die nächsten Nachbarn nicht hörten. Daher geschah es, daß die entfernter Wohnenden öfters die Kirche versäumten. Von Zeit zu Zeit kam es auch vor, daß mit den Schulkindern Examen abgehalten wurde. Lemmerz, der es so gut verstand, mit Kindern umzugehen, war der liebe Schulmeister. Und wirklich bekannte sich der HErr zu seiner Schularbeit. Die meisten Kinder konnten gut lesen, und auch im Rechnen und Schreiben hatten sie Fortschritte gemacht. Doch behielt Lemmerz, von dem wir ja schon wissen, wie kindlich und einfältig er an seinem Heilande hing, immer die Hauptsache im Auge. Er prägte ihnen einen wahren Schatz von Bibelsprüchen und Liederversen ein, und die meisten hatten den Katechismus und Abschnitte aus der heiligen Schrift auswendig gelernt. Das war Aussaat für die Zukunft. Aber

auch die Gegenwart bot manches Erfreuliche. War auch die Zahl der wirklich bekehrten Tambukkis und Fingus noch klein, so gab es doch recht tief in der Gnade gegründete Seelen, die auch die Schmach und Verfolgung nicht scheuten, welche sie um des treuen Bekenntnisses willen zu erdulden hatten. So kam einmal zu einem Abendmahlsgenossen, dem Benjamin Madschui der erste Regenmacher des Häuptlings Mapasa, und begehrte in seinem Hause zu schlafen, um daselbst seine Zauberträume zu träumen. Aber Benjamin erklärte ihm ganz offen: „Ich und mein Haus gehören dem HErrn Jesu an, der ein HErr ist Himmels und der Erde: und uns den Regen schenkt, wenn es für uns Menschen gut ist. Laß mich in Ruhe, ich will mit den heidnischen Dingen keine Gemeinschaft haben." Der Zauberer entfernte sich im heftigsten Zorne. Einen solchen berühmten Mann zu beleidigen gilt bei den Tambukkis für ein großes Verbrechen, ja es kostet gewöhnlich den, welcher es verübt hat, das Leben. Es wurden auch wirklich schwere Drohungen gegen ihn ausgestoßen, doch Gottes Gnade stärkte ihn so mächtig, daß er erklärte, lieber das Schwerste tragen zu wollen, als dem HErrn zur Schmach zu gereichen. Als Bruder Bonatz einmal einer Fingufrau seinen Schmerz aussprach, daß so wenige ihrer Nation sich entschließen wollten, zur Heerde Christi zu gehören, antwortete sie: „Ihr lieben Lehrer seid die Grabscheite, mit denen bei uns der Garten Christi umgegraben werden muß, und wiewohl es noch wenig Frucht bringt, müßt ihr doch nicht müde werden." Diese Frau lieferte bald selbst den Beweis, daß es ihr Ernst sei mit ihrem Glauben an Jesum. Ihr Mann wurde nemlich sehr krank, und ihre heidnischen Verwandten drangen in sie, den Zauberer kommen zu lassen. „Ich kenne keinen andern Arzt," erwiederte sie, „als den HErrn Jesum. Und wenn es Sein Wille ist, daß mein Mann länger leben soll, so wird Er ihn gesund machen." Ihr Glaube wurde nicht beschämt, denn Gott segnete die von den Missionaren angewendeten Arzneimittel zu seiner Genesung.

Dergleichen erfreuliche Beispiele könnten noch manche erzählt werden. Neben dem bedeutend dunkeln Schatten, welchen das Heidenthum noch rings herum von sich warf, stand Silo wie ein Lichtpunkt da, und wenn auch manche Heiden, welche Erlaubniß hatten in Silo zu wohnen, noch in Finsterniß wandelten, so waren sie doch dem Lichte ausgesetzt. Und das Licht bringt Wunderdinge hervor. Lemmerz hat noch im Anfange des Jahres 1845 von Silo aus einen Brief geschrieben, in welchem er sich über den Zustand der Gemeine gewiß richtig dahin äußert: „Wir haben unsern lieben HErrn zu preisen für das, was Sein Geist und Gnade an den Seelen thut. Es ist wahr, bei den Tambukkis heißt es: Sie haben die Finsterniß noch lieber als das Licht, und daher nimmt der Teufel das Wort den Meisten von ihren Herzen, daß sie sich noch nicht bekehren. Und bei unsrer Hottentottengemeine ist Manchem mehr Leben aus Gott zu wünschen, besonders der Jugend. Aber dabei müssen wir die Gnade Gottes nicht verkennen, denn er bekennt sich zu dem Wort vom Kreuz, welches sich hier noch als eine Kraft Gottes an den Herzen beweist. Die Communikanten und Getauften von den Tambukkis wandeln dem Evangelio würdiglich und die Kirche wird von ihnen im Allgemeinen gut besucht. Auch an den Communikanten der Hottentottengemeine verherrlicht sich die Gnade, sie sind uns beim jedesmaligen Sprechen zur Erbauung, und ihr stiller Wandel und fleißiger Kirchenbesuch zeugt davon, daß ihre Worte nicht leer sind.“ Als Lemmerz diesen Brief schrieb, konnte er nicht umhin, sich auch über die Schulen, die ihn ja so nahe angiengen, auszusprechen. „Meine Kleinkinderschule,“ schreibt er, „macht mir fortwährend viel Vergnügen, und ich bin recht anhänglich an diese meine lieben Kleinen. Dabei bleibt es freilich so, wie es in dem Vers heißt: Des lieben Heilands Gartenplan muß man mit viel Geduld bedienen! — und besonders für die armen Tambukkis unaufhörlich beten.“

Da wir unsern lieben Lemmerz nicht lange mehr in Afrika haben werden, ist es uns gewiß von Interesse, aus seinem Munde etwas von dem Unterschiede zu hören, der zwischen dem Weiland und Jetzt eingetreten war. Er konnte es am besten beurtheilen. „Wenn ich," schreibt er, „daran denke, wie es im Anfang war, als dieser Platz angefangen wurde, da wir uns öfters Abends mit einander unterhalten haben, ob wir auch morgen noch am Leben sein würden, oder ob die Heiden uns nicht vielleicht in der Nacht in unsrer Riedhütte tödten würden — und wie ruhig wir jetzt durch Gottes Gnade in unserm gemauerten Hause schlafen, mit dem Frieden Gottes im Herzen und unter einander, welches die Hauptsache ist, so habe ich die Ueberzeugung: Wir sind des Heilandes Eigenthum!" Und Besseres gibt es ja nichts, als solche auf den rechten Grund gebaute Ueberzeugung. Und wenn dann zu diesem innern Frieden der äußere hinzukommt, so hat man schon einen Vorschmack von dem seligen Zustande, welcher einst die neue Erde schmücken wird, wo Friede und Gerechtigkeit einander küssen werden.

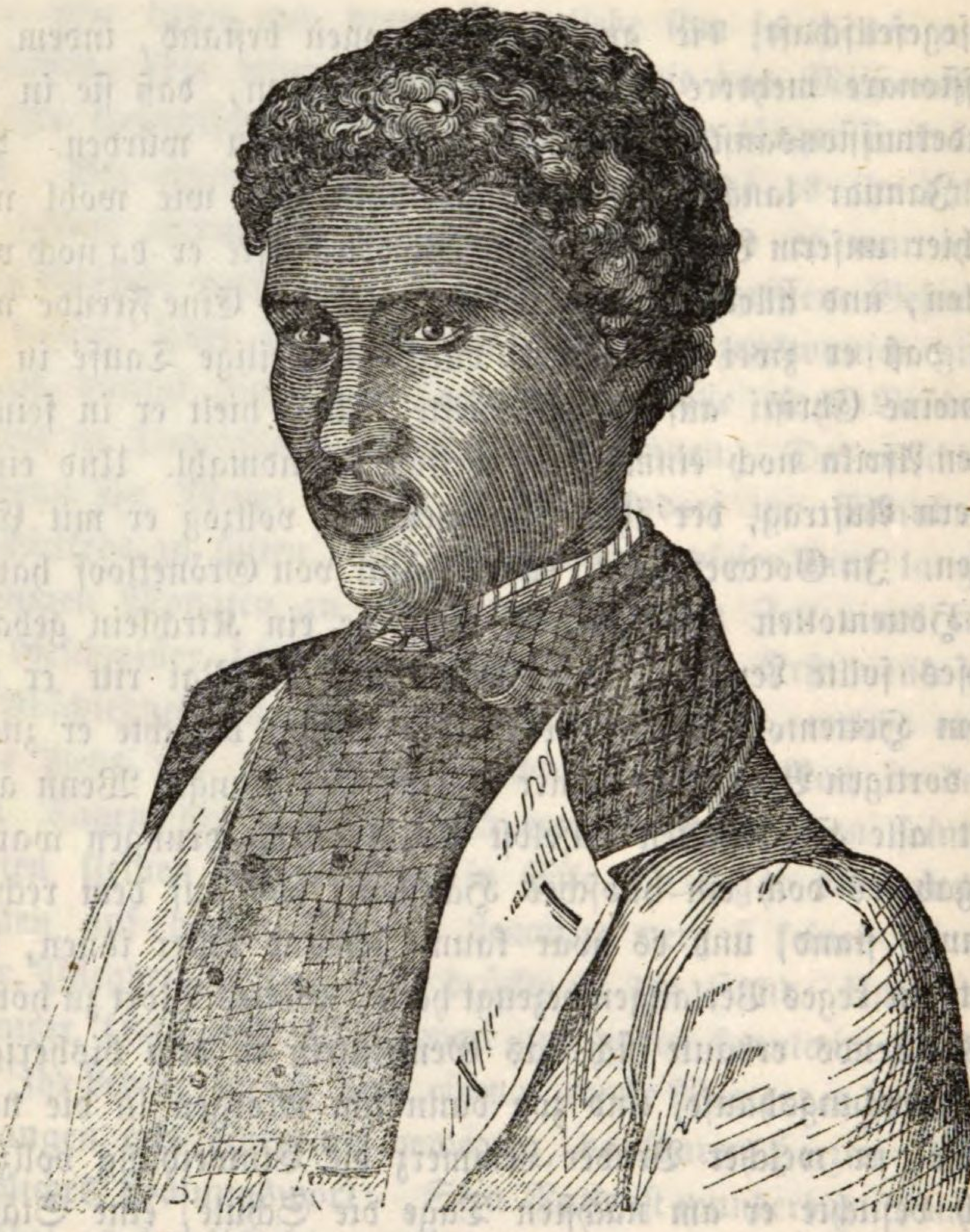
10. Stehe auf und gehe heim.

Wir wissen, wer diese tröstlichen Worte gesprochen hat, unser HErr Jesus Christus hat damit jenen Gichtbrüchigen erfreut, dem dies Wort an Leib und Seele wohl gethan hat. Schon Manchen hat es erquickt. Auch Lemmerz durfte sich dessen getrösten in seiner Missionslaufbahn. Wer war es denn der ihm in seiner Gicht geholfen hat? War es nicht Jesus? Nachdem Lemmerz schon ein und dreißig Jahre treulich in seinem südafrikanischen Weinberge gearbeitet hatte, bedeutete ihn der HErr des Weinbergs seine Arbeit einzustellen. Zwar er selbst hatte noch Arbeitslust genug, und gerne hätte er seinen Lauf unter den Braunen und Schwarzen, welche

er so sehr liebte und deren Gegenliebe ihm so theuer war, geschlossen; aber seine liebe Ehehälfte, die das Missionsjoch mit ihm freundlich getragen hatte, wurde je länger je kränklicher. Bei ihren vorgerückten Jahren wurde es ihr daher sehr schwer ihrem Berufe nachzukommen, und es war auch wenig Aussicht vorhanden, daß sich ihre angegriffene Gesundheit wieder hätte heben können. Ihr Herzenswunsch ging deßhalb darauf hin, ihre Tage im Schooße einer Brüdergemeine in Deutschland beschließen zu können. Da entschloß sich denn ihr Mann endlich in Berthelsdorf um Erlaubniß zur Rückkehr zu bitten. Die Genehmigung dieser Bitte langte in einigen Monaten an und damit rückte die Zeit eines für diese Geschwister schweren Abschiedes herbei. Erst wenn es zum Abschiednehmen geht, spürt man die Bande, welche eine höhere Liebe um die Herzen geschlungen hat. Noch in den letzten Tagen des Jahres 1845 trennte er sich von seinen geliebten kleinen Schulkindern in Silo. Da gab es manche Thränen auf beiden Seiten. Lemmerz vergaß keines seiner Siloer Pflegbefohlenen, allen drückte er die Hand. Und am 4. Januar 1846 war Alles, was nur gehen konnte im Kirchlein. Ihr Lehrer sprach noch einmal ernste Worte des Lebens, sie drangen aus einem tief bewegten, dankbaren Herzen. Ein freundliches Loosungswort: „Sein Rath ist wunderbarlich und Er führt es herrlich hinaus!" begleitete die Scheidenden am 6. Januar 1846, die dortigen drei Missionare und wer aus der Siloer-Gemeine nur gehen konnte, schlossen sich an. Drei Stunden von Silo wurde gehalten und ein rührender Abschied gemacht. Man schloß einen Kreis und sang einen Abschiedsvers, welcher zu dem Entschlusse verband, bei Jesu zu bleiben, bis sie Ihn von Angesicht zu Angesicht sehen würden. Und nun hob Lemmerz seine Hände in die Höhe und legte den Segen des HErrn auf die Versammelten. „Mit welchen Gefühlen," sagt Lemmerz, „bleibe unausgesprochen." So kamen die Pilger nach Enon und Klarkson; es war eine

Reisegesellschaft, die aus zehn Personen bestand, indem die Missionare mehrere ihrer Kinder mitgaben, daß sie in der Kindermissionsanstalt in Kleinwelke erzogen würden. Am 23. Januar langten sie in Gnadenthal an, wie wohl war es hier unserm Lemmerz. Fünf Wochen durfte er da noch verweilen, und allerlei Hirtenfreuden erleben. Eine Freude war die, daß er zwei Erwachsene durch die heilige Taufe in die Gemeine Christi aufnehmen durfte. Auch hielt er in seinem lieben Afrika noch einmal das heilige Abendmahl. Und einen andern Auftrag, der ihm geworden ist, vollzog er mit Entzücken. In Goedverwacht, einem Filial von Gröneklouf hatten die Hottentotten aus eigenem Antriebe ein Kirchlein gebaut. Dieses sollte Lemmerz einweihen. Am 1. Mai ritt er mit einem Hottentottenbruder dorthin, und nun besuchte er zuerst die dortigen Brüder zu seiner eigenen Erbauung. Wenn auch nicht alle Hottentotten daselbst völlig durchgedrungen waren, so gab es doch ein hübsches Häuflein, das auf dem rechten Grunde stand, und es war kaum Jemand unter ihnen, der nicht ein reges Verlangen bezeugt hätte, Gottes Wort zu hören. Des Abends erbaute sich das Gemeinlein in dem bisherigen Versammlungshause, und zog dann am Morgen in die neue Kirche, in welcher Bruder Lemmerz die Einweihung vollzog. Auch besuchte er am nächsten Tage die Schule, eine Stätte, die ihm ja besonders lieb war. Die in Goedverwacht war ihm um so lieber, als einer seiner geliebten ehemaligen Hottentottenschüler der Lehrer war, welcher sein Amt mit Treue und Erfolg wahrnahm.

Von seiner letzten Amtsverrichtung in Afrika kam Lemmerz in Gröneklouf au, und bald traf auch die Nachricht ein, daß ein aus Ostindien angekommenes Schiff die Pilger in der Kapstadt aufnehmen und nach Europa bringen werde. Am 16. Mai ging das Schiff wirklich unter Segel. Mit tiefem Schmerze, aber auch mit herzlichem Danke verließ Lemmerz die Gestade Afrikas, wo er 31 Jahre lang den Braunen und



Schwarzen gedient hatte. Nach Verfluß von acht Wochen landeten sie in England und bald hatten sie die Freude ihre drei lieben Kinder, die sie seit 21 Jahren nicht mehr gesehen hatten, umarmen zu dürfen. Ihr Ruheplatz blieb Kleinwelke, wo auch ihre eigenen Kinder sich aufhielten. Es thut uns gewiß wohl aus dem Munde dieses treuen, einfachen Bruders ein Bekenntniß zu hören, welches er als eine Summa seiner bisherigen Pilgerschaft niedergeschrieben hat: „Wenn ich nunmehr in der Stille erwäge, mit welcher Barmherzigkeit mein lieber Heiland mich von Jugend auf geleitet, so sinke ich tief

beschämt vor Ihn in den Staub nieder. Mit welcher unendlichen Geduld ist Er mir, als ich Ihn noch nicht kannte, nachgegangen, bis Er mich fand, mich wie ein Brand aus dem Feuer gerissen, mich zu seiner Gemeine gebracht und mir in derselben alle die Segen hat zu Theil werden lassen, die Er uns so sauer erworben. Als Er mich zum Missionsdienst berief, wie herzlich hat Er sich da meiner Seele angenommen, und es mir geschenkt, daß ich, der Aermste Seiner Elenden, das Wort vom Kreuze den im Schatten des Todes sitzenden Heiden mit freudigem Aufthun meines Mundes verkündigen durfte!" So fühlte dieser liebe Mann, aber obwohl er schon im zwei und sechzigsten Jahre seines Lebens stand, so war es ihm doch noch um Arbeit zu thun. Oft trug er seinem HErrn Jesu, der soviel für ihn gethan hatte, die Bitte im Gebet vor, ihm eine Arbeit anzuweisen. Seine Bitte wurde auch erhört, aber vorher zog es ihn nach seinem Alzei. Lebte doch dort noch seine einzige Schwester. Ihr hätte er so gerne gesagt, was den Menschen selig macht. Mehrere Wochen hielt er sich in seiner Heimath auf, und zeugte seiner Schwester, sowie ihrem ganzen Hause von dem Namen Jesu, und als er wieder nach Kleinwelke zurückkam, erlebte er die große Freude, daß sein einziger Sohn zum Missionsdienst in Afrika, seinem Geburtslande, berufen wurde. Und noch eine andere Freude wurde ihm zu Theil. Wir haben vorhin gehört, daß er so gerne einen Dienst im Hause Gottes gethan hätte. Sein Wunsch wurde ihm jetzt erfüllt, er erhielt nemlich den Antrag in Kleinwelke eine Kleinkinderschule zu gründen. Es ist wirklich rührend, ihn darüber zu hören: „Wiewohl ich mich in jeder Hinsicht zu diesem Antrag ganz ungeschickt fühlte, so nahm ich ihn doch aus der Hand des HErrn dankbar an, in dem kindlichen Vertrauen, daß er selbst mir täglich aus Gnaden dasjenige geben werde, was ich nöthig haben werde, um die lieben Kleinen, Seine Lieblinge, zu Ihm zu führen." Und dieses Vertrauen beschämte der HErr auch nicht. Vater

Lemmerz sagt selbst: „Ich kann in Wahrheit bezeugen, daß die Stunden, in denen ich diese kleinen Himmelserben bei mir habe, mit zu den liebsten und genußreichsten eines jeden Tages gehören.“ Solche väterliche Liebe erzeugte auch herzliche Gegenliebe. Wie lieb hatten die Kleinen ihren Vater Lemmerz! Das sah man, als er im Jahr 1850 in eine schwere Krankheit verfiel und sich schon seines Lebens versah. Da verlegten sich die Kleinen auf das Gebet, und wir dürfen gewiß glauben, daß sein Wiederaufkommen ihrer Fürbitte hauptsächlich zu verdanken war. Hatte er aber auch seine Gesundheit wieder erlangt, so traf ihn ein anderer schwerer Schlag. Seine von ihm zärtlich geliebte, treue Hausfrau nahm ihm der HErr am 11. Februar 1851 von der Seite. Es war eine tiefe Wunde, die ihm geschlagen wurde, aber wenn die Welt keine rechte Heilung findet, dann gehen Christen zum rechten Arzt. So that Vater Lemmerz. Auch für das Aeußere war gesorgt, denn seine älteste Tochter wurde nun die liebe Gesellschafterin und treue Pflegerin ihres greisen Vaters.

Genoß Lemmerz sonst immer eine gute Gesundheit, so konnte man dies nicht von der letzten Zeit seines Lebens sagen. Er spürte eine merkliche Abnahme seiner Kräfte, und äußerte manchmal, daß er sich recht angegriffen fühle. Trotzdem hielt er seinen Kleinen Schule. Er hatte auch eine besondere Begabung dazu, denn mit kleinen Kindern umzugehen, ist nicht Jedermanns Sache. Vater Lemmerz war im Umgang mit den Kindern in gutem Sinn des Wortes selbst ein Kind geworden, wie ja der HErr Jesus selber will, wenn Er das nie genug zu beherzigende Wort sagt: „Werdet wie die Kinder!“ Die Kinder hielten es immer für die schönste Zeit des Tages, wenn sie zum lieben Papa durften. Man muß aber nicht denken, daß in der Schule eine schwache Gutmüthigkeit geherrscht habe, durchaus nicht, denn Lemmerz konnte auch, wenn es nöthig war, Ernst brauchen. Nebenher lernten die Kinder auch manches Nützliche und Wissenswürdige, aber des treuen

Kindervaters Hauptangelegenheit blieb eben doch seine Kleinen dem holden Kinderfreunde zuzuführen. Er konnte dies auf eine solche herzliche, einfältige Weise thun, daß der Segen unmöglich ausbleiben kann. Schon wenn die Kinder längere Zeit der Schule entwachsen waren, hingen sie noch immer an ihrem Freunde Lemmerz, und wir wollen noch mehr hoffen, daß sie auch zu dem himmlischen Kinderfreunde gekommen sind und kommen werden, der ja unsere Seligkeit so ernstlich will.

Die Angegriffenheit in der letzten Zeit war ein Deuten auf seinen nicht mehr fernen Heimgang. Es war am 29. April 1855, da erkrankte er ernstlich, und es war ihm bald klar, daß er wohl diesmal werde vollendet werden. War sonst sein ganzes Wesen ein Zeugniß von seinem herzlichen Glauben und seiner Liebe zum Heilande, und floß sein Herz sonst überhaupt über in tröstlichen, erbaulichen Reden, so war dies jetzt ganz besonders der Fall. Man merkte es ihm an, daß er eine dringende Sehnsucht nach dem seligen Augenblicke seiner Auflösung in sich fühlte. Am 5. Mai äußerte er den Wunsch, daß ihm der Segen zu seiner Heimfahrt ertheilt werden möchte. Dieß geschah in Gegenwart mehrerer Freunde. Als man Verse anstimmte, sang der Sterbende noch mit lauter Stimme mit. Es war aber auch die letzte Kraftanstrengung, denn als der Morgen des 6. Mai anbrach, trat der letzte Kampf ein, es war aber ein Kampf zum Siege. Sprach er auch nichts mehr, so zeugten doch sein zum Himmel gerichteter Blick und seine zum Gebet emporgehobenen Hände, daß sein Herz bei dem daheim war, bei dem auch unser Herz am liebsten ruhen möge. So verschied er nach einer Pilgrimschaft von 70 Jahren und 9 Monaten.

Hier fall ich hin vor's Lammes Thron,
Da lieget vor ihm meine Kron.
Preis, Lob, Ehr, Ruhm, Dank, Kraft und Macht
Sei dem geschlacht'ten Lamm gebracht!
Das ist das Lamm, dem ich gefolget bin,
So sieht es aus, mein Herz, schau ewig hin.

Kindervaters Hauptangelegenheit blieb eben doch seine Kleinen dem holden Kinderfreunde zuzuführen. Er konnte dies auf eine solche herzliche, einfältige Weise thun, daß der Segen unmöglich ausbleiben kann. Schon wenn die Kinder längere Zeit der Schule entwachsen waren, hingen sie noch immer an ihrem Freunde Kimmerle, und wir wollen noch mehr hoffen, daß sie auch zu dem himmlischen Kinderfreunde gekommen sind und kommen werden, der ja unsrer Seligkeit so ernstlich will.

Die Magenkrankheit in der letzten Zeit war ein Deuten auf seinen nicht mehr fernen Heimgang. Es war am 29. April 1853, da erkrankte er ernstlich, und es war ihm bald klar, daß er wohl diesmal werde vollendet werden. War sonst sein ganzes Wesen ein Zeugniß von seinem herzlichen Glauben und seiner Liebe zum Heilande, und floß sein Herz sonst überhaupt über in tröstlichen, erbaulichen Reden; so war dies jetzt ganz besonders der Fall. Man merkte es ihm an, daß er eine brennende Sehnsucht nach dem seligen Augenblicke seiner Auflösung in sich fühlte. Am 5. Mai äußerte er den Wunsch, daß ihm der Segen zu seiner Heimfahrt ertheilt werden möchte. Dieß geschah in Gegenwart mehrerer Freunde. Als man Verse anstimmte, sang der Sterbende noch mit lauter Stimme mit. Es war aber auch die letzte Kraftanstrengung, denn als der Morgen des 6. Mai anbrach, trat der letzte Kampf ein, es war aber ein Kampf zum Siege. Sprach er auch nichts mehr, so zeugten doch sein zum Himmel gerichteter Blick und seine zum Gebet emporgehobenen Hände, daß sein Herz bei dem daheim war, bei dem auch unser Herz am liebsten ruhen möge. So verschied er nach einer Pilgrimschaft von 70 Jahren und 9 Monaten.

Hier fall ich hin vor's Lammes Thron
Da lieget vor ihm meine Kron
Preis, Lob, Ehr, Ruhm, Dank, Kraft und Macht
Sei dem geschlachteten Lamm gebracht!
Das ist das Lamm, dem ich gefolget bin;
So steht es und mein Herz schaut ewig hin.

Haeusler.